

**Zeitschrift:** Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Glarus  
**Band:** 51 (1943)

**Artikel:** Das Glarnerland in den Reiseberichten des XVII.-XIX. Jahrhunderts  
**Autor:** Gehring, Jacob  
**Kapitel:** 5: Internationale Reisende des 19. Jahrhunderts (Moderne)  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-584471>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

der Vorrede (p. VII) darf beiläufig noch entnommen werden, daß Girtanner den Kaplan Coxe persönlich gekannt und mit diesem zusammen »dem ehrwürdigen Dichter-Greise Geßner, auf dessen Landhause im Sihl-Walde« einen Besuch abgestattet hat.

Girtanners Buch ist seiner Form nach kein »Reisebericht«, jedoch enthält es eine Anekdote, die er mit größter Befriedigung eben während seines Aufenthaltes in Glarus zur Kenntniss genommen haben muß:

Als nach dem Einrücken der Franzosen in die Schweiz ein ehrgeiziger Franzosenfreund nach dem andern an eine der so oft unbesetzten Stellen des Helvetischen Direktoriums in Bern sich drängte, »machte ein Landmann, im Kantone Glaris, auf eine originelle Weise über diese Regierungswuth sich lustig. Er hatte ein neues Wirthshaus gebauet. Dieses nannte er: *zu den drei Narren*. Das Schild stellte die Fortuna vor, welche das Glücksrad umdrehte. Auf dem Rade stand oben, aufrecht, ein Mann mit einer Narrenkappe, und mit der Aufschrift: *Ich regiere*. — Auf der rechten Seite wurde ein anderer Narr abwärts gedreht, bei welchem geschrieben stand: *Ich habe regiert*. Auf der linken Seite wurde ein dritter Narr aufwärts gedreht, mit der Umschrift: *Ich hoffe auch noch zu regieren*. Diese Kritik der Revolutions-Regierung fand außerordentlichen Beifall und verschaffte dem Manne eine Menge von Gästen.«\*

Wenn einer der Reisenden mit vorgefaßter Meinung unser Land betrat, so war es Girtanner. Es wundert uns deshalb nicht weiter, daß er zum Zeugnis glarnerischer Rechtlichkeit die Geschichte von Roberts Pferde-Kauf aufwärmt.

## V. Internationale Reisende des 19. Jahrhunderts. (Moderne.)

*E. F. Lantier's »Les voyageurs en Suisse«* — dessen erste Auflage in »Paris, an XI« herausgekommen ist, erlaubt die Annahme, des Verfassers Besuch im Glarnerland hätte um 1802 stattgefunden. Auf anderthalb Seiten des dritten und letzten Bandes ist alles aufgezeichnet, was Lantier von seinem offenbar vom Wetter wenig begünstigten Aufenthalt zu berichten weiß. Es ist, abgesehen von der Quintessenz, das Herkömmliche. Jene lautet: »Le canton de

\* Laut Jahrbuch V (1869), pag. 53/54, könnte es sich hier um das Wirthshaus des Kath. Alt-Rathsherrn *Dürst*, oder um jenes des Hrch. *Simmen*, beide in Glarus, handeln.

Glaris est un des plus pittoresques de la Suisse... Mais l'âpreté du climat, les pluies abondantes, les glaces, les amas de rochers, les précipices, les avalanches, les éboulemens de terre, la chute des rochers, les grêles fréquentes, tout nous prouve que *la nature vend ce qu'on croit qu'elle donne.* »

\*

Georg Wilhelm Keßler aus Potsdam\* unternahm im Sommer 1808 eine größere Reise, die ihn in Gesellschaft von »Max«, einem guten Zeichner, der wie Keßler selbst viel Sinn für Natur- und Kunstschönheit besaß, weiter in Gesellschaft »Karls«, eines Musikfreundes und tüchtigen Hornisten, und in Begleitung »Heinrichs«, sowie eines die Felleisen tragenden Bedienten auch in die Schweiz führte. Zur Zeit ihrer Anwesenheit in Luzern probierte die Helvetische Musikgesellschaft hier eben Haydns »Schöpfung« und nahm die Gelegenheit wahr, den musikalischen Fremden als Hornisten zur Mitwirkung an der Aufführung einzuladen. »Uebrigens machte die Aufführung der auf solche Weise versammelten Gesellschaft alle Ehre« — bezeugt Keßler. Am Abend vorher sahen sich die Freunde eine Theateraufführung an, bei der »eine herumziehende unbedeutende Truppe« *Die unverhoffte Erbschaft* spielte. Betreffen diese Angaben auch nicht glarnerische Verhältnisse, so sind sie doch geeignet, die Reisenden als geistigen Genüssen offen stehende Naturen zu charakterisieren.

Von Luzern ging die Reise über Engelberg, Altdorf, Disentis nach Chur, wo Heinrich und Karl nebst dem Bedienten sich von den zwei andern Gefährten trennten, um dem »Bad Pfeffers« einen Besuch abzustatten, Keßler und Max — als ausgesprochene Freunde der Natur — wollten sich die Gelegenheit einer Hochgebirgstour nicht entgehen lassen. Obschon Keßler nach Anlage und Bildung vielseitigen Interesses fähig war, lassen seine Reisebriefe, soweit sie das Glarnerland betreffen, die Teilnahme für dessen Bevölkerung, deren Art, Beschäftigung, Bildung und Verfassung sozusagen ganz vermissen. Auf dieser seiner Ferienreise wollte er vorsätzlich sein Steckenpferd reiten und die ihm so neue Landschaft genießen. Nicht nur zu diesem Genießen besaß er das erforderliche Sensorium, sondern auch Lust und Verständnis, sein Naturerlebnis sprachlich zu gestalten. Wie aus dem Brief vom 9. Juli hervorgeht, war Keßler

---

\* »Schwiegersohn und Biograph des originellen Berliner Arztes Heim«, bereiste damals die Schweiz zusammen mit Prinz Max von Neuwied. (Dies nach F. O. Pestalozzi im Zürch. Taschenbuch f. 1938.)

der besonderen Schwierigkeit dieses Unternehmens sich voll bewußt, doch wird man gern gestehen, daß er feinerer Empfindungen und besseren Ausdrucks fähig ist als zahlreiche andere Reisende. Er beschränkt sich auch in höherem Maße als viele andere auf die Wiedergabe dessen, was er selber erlebt, und verzichtet aufs Aufwärmen von Gelesenem. Als die Autoren, aus denen er Belehrung geschöpft hat, gibt Keßler an: Ebel, Aeg. Tschudi und Zurlauben-Laborde. Auf letzterer »Tableau« kommt er zu reden bei Erwähnung des bekannten Stiches (nach Bessons Zeichnung ausgeführt von Niquet), darstellend das »Martisloch« ob Elm, welcher künstlerischen Leistung er nach unserer Ansicht nicht völlig gerecht wird.

Am Samstag morgen, den 9. Juli 1808, schreibt K. aus »Elm im Sernftthal im Kanton Glarus: Gestern Morgen verließen wir Chur, von wo ich einen Brief an Sie absenden wollte. Ich trage ihn aber noch versiegelt mit mir herum, um ihn in Glarus auf die Post zu geben, da von Chur keine regelmäßige Post, sondern nur Boten nach dem Bodensee hinabgehen, denen man die Briefe selbst muß einhändigen können, wenn es einem um sichere Bestellung derselben zu thun ist... Auf einem anmuthigen Weg gingen wir über Reichenau am linken Ufer des Hinterrheins über die Höhen nach dem großen Orte Flims. Aus Karten und Büchern wußten wir, daß ein Jägerweg in sechs bis sieben Stunden von da nach Elm führe. Aber in Chur konnte niemand Auskunft darüber geben. Selbst Boten von Profession kannten nur den doppelt so weiten Weg über Ilanz, Panix u. s. w. welchen auch ein Theil des Russischen Heers vor neun Jahren passirt ist. Gegen elf Uhr kamen wir in Flims an, sechs Stunden von Chur. Unser freundlicher Wirth kündigte uns an, daß wir in sieben Stunden in Elm seyn könnten. Er besorgte zwar, es möchte noch zuviel Schnee in der Höhe liegen, indessen wollte er uns seinen Sohn, einen rüstigen Mann von 26 Jahren zum Führer mitgeben. Der Alte hatte einmal, aber freilich später im Jahre, 1100 Oesterreicher auf dem Jägersteig geleitet. Wir verschlangen unser Mittagmahl und brachen um 12 Uhr auf, immer steil bergan über drei verschiedene Alpen mit den schönsten und wohlriechendsten Blumen und Kräutern, selbst über und zwischen dem Schnee. Nach etwa drei Stunden gelangten wir in ein weites Amphitheater von Felsen und Schneelasten umschlossen. Die Wände zur Linken glichen ganz den Trümmern einer Riesenmauer. Durch diese Mauer geht ein großes Loch, gewöhnlich das Martinsloch genannt, welches ein Gigant mit einem Steinblock durchgeworfen zu haben scheint. Lange hielten wir den hellen Fleck am dunklen senkrechten Fels für Schnee,



bis uns der Wechsel von Wolken und dem Blau des Himmels hinter demselben die Augen öffnete... Der Wind stürmte furchtbar über den scharfen Rücken neben dem Tschingelspitz herein. Unser Führer aber mit dem Ranzen auf dem Rücken war nicht zu halten; die Alpen schienen ihm nicht mehr zu seyn, als der Katze das Dach.« Endlich waren die Touristen oben; in gleicher Höhe mit dem Martinsloch. »Die Scheitel der Glarner Gebirge, ein Chaos von Eis und Schneewänden, scharfen Felsenzacken und Hörnern, auf denen der Sturm keine Schneeflocke haften läßt, dunklen unabsehbaren Abgründen, lag um und unter uns. Man meint hier auf den starren Gebeinen der aufgelösten Natur zu stehen. Da findet kein Wurm, kein Gräschen mehr Leben. Der eiskalte Wind jagte mit schrecklicher Gewalt die Wolken aus den Schlünden herauf über die Zacken des Tschingelspitz, und heulte im nahen Martinsloch. Eine Aeolsharfe in diesem müßte durch das ganze unendliche Gebirg tönen.

Aus der Nacht des nächsten Thals blinkte der Elmer Kirchturm herauf. Den Menschen in uns fühlend sehnten wir uns hinab zu den menschlichen Wohnungen. Wir mußten uns am Gestein festklammern, um nicht zurück in die Tiefe gerissen zu werden. Max flog die grünlederne Mütze vom Kopf aufwärts wirbelnd in das Gewölk und aus unsern Augen. Jetzt krochen wir auf allen Vieren seitwärts etwa 100 Schritte lang auf einem kahlen, bröcklichen Schieferrücken hinunter. Nun standen wir sicher, denn wir hatten grundlosen Schnee, in welchen wir immer bis an den Leib einsanken, und dann einander oft mit den Stöcken heraushelfen mußten. Ueber alten Schnee geht man, wenn er auch haustief ist, in der Regel mit Leichtigkeit dahin, ohne tiefer als bis an die Knöchel einzusinken. Die blendende Weiße und die Weichheit des Schnees auf dieser zwar kurzen, aber gewiß eine gute Stunde dauernden Passage zeigten, daß derselbe erst vor wenigen Tagen gefallen seyn mußte. Unser Führer hatte den Weg nie so beschwerlich gefunden. Das Kirschwasser war schon zwei Stunden über Flims ausgegangen. Vor Schneewasser warnen alle Alpenbewohner; es verdirbt den Magen. Unser Durst war brennend. Die untere Hälfte des Körpers war von Schnee durchnäßt, die obere von Schweiß. Das Waten in dem tiefen Schnee hatte uns die Kamaschen fast ganz von den Füßen gestreift, und die großen Alpenschuhe waren mit Schnee und Wasser gefüllt. Dergleichen scheinbare Gefahren der Gesundheit schaden aber keinem, auch dem Schwächlichen nicht, wenn er einmal in den Alpen herumsteigt.

Jetzt hatten wir wieder Land mit dem Gestrüpp der Alpenrose bedeckt. Wir bedurften einer kurzen Ruhe. Die Sonne schenkte uns

einzelne freundliche Blicke, die nun dem erhitzten Theil des Leibes wohlthätiger waren als dem erkälteten. Ein Stückchen Chokolade, was sich im Ranzen fand, wurde in drei Bissen gebrochen und stärkte uns, obschon der Durst uns fortquälte. Wir priesen Heinrich, der diese Labung in Thusis aufgetrieben hatte.

Die steilen Bergwände wurden allmählig ganz grün, und wir sahen einzelne Ziegen, die zu den tiefer unten sichtbaren Sennhütten gehörten hirtelos umherklettern. Nur in den Klüften zogen lange Schneestreifen hinab, eine feste Decke über den wilden durchrauschenden Wassern bildend. Gewöhnlich geht man sicheren Fußes darüber hin. Einmal aber war das sonst so unangenehme Vorauslaufen des Führers vielleicht unser Glück. Die Fläche einer solchen Brücke war zu schief; in der Mitte, eh wir noch an die Kluft gelangt waren, konnte er sich nicht mehr halten; er rutschte hinab; aber mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Fassung hielt er sich dabei aufrecht und nahm den Moment wahr, wo er mit großer Gewalt seinen langen Alpenstock vor dem linken Fuß in den harten, eisartigen Schnee stieß, sich aufhielt und mit zwei Sprüngen auf dem jenseitigen Felsenrand stand. Wäre er an ein Loch gerathen, deren etwas weiter unten mehrere in der Schneedecke waren, man hätte nie wieder ein Gebein von ihm gesehen. Wir mochten natürlich dem Führer nicht nachgehn und kletterten an der Schneebrücke, wo sie an die Felsenwand stößt, rechts hinauf bis wo sie von einer scharfen Felskante unterbrochen wird, von welcher das Wasser unter die Brücke in tiefe Nacht hinabstürzt. Auf dieser Kante wateten wir durch den Bach, und nach einem etwa zweistündigen Herabsteigen von der Höhe des Passes gelangten wir an eine Sennhütte. Der Senne mußte die erste beste Kuh melken, und wir tranken die noch warme Milch aus dem hölzernen Gefäß, in welches sie gemolken war. Wie von der Zinne eines Thurms sahen wir hinab ins dunkle Thal nach Elm. Der Senne wollte uns seinen Fahrweg (d. h. den Weg, auf welchem das Vieh nach der Alp getrieben wird) zeigen. Es ist fast unbegreiflich, wie die Thiere in aller Ruhe hier hinauf klimmen, wo den so viel kühnern Menschen schaudert hinabzusehn. Der Weg gleicht einer steilen Wendeltreppe von lauter verwitterten und zertrümmerten Stufen.

In Elm stehen südlich im Thal nach dem hohen Hausstock zu Häuser, welche vierzehn Wochen im Jahre kein Sonnenstrahl treffen kann. Unser Wirtshaus liegt am offensten; dennoch sieht man über vier Wochen aus demselben die Sonne nicht. — An dem Fenster woran ich eben sitze, kann ich in entsetzlicher Höhe den Tschingel-

spitz mit einem seltsamen Zacken, und den blauen Himmel hinter dem wunderbaren Loch erkennen... In dem bekannten großen Tableau topographique de la Suisse steht eine Abbildung dieses Phänomens, welche, soviel ich mich erinnere, etwa von meinem Fenster aus genommen sein könnte. Aber es ist Unsinn so etwas abbilden zu wollen... Heute haben wir nur vier bis fünf Stunden nach Glarus vor uns, wo am Abend auch unsere Gefährten eintreffen.

Glarus den 9ten Julius (Samstag Abend)

Heute darf ich Ihnen nicht viel von meinem Weg von Elm über Matt längs der Sernft herab nach Schwanden, wo die Sernft in die Linth fällt, und von da längs der Linth nach Glarus zu, erzählen. Die Natur ist in diesen grausen Gebirgen immer neu, aber der Beschreiber wird es schwerlich vermeiden, seine guten Leser oft durch die armselige Einförmigkeit der Sprache zu ermüden.

Die fruchtbaren Berge des Sernfthals sind Schiefer mit reichen Matten und Alpen überzogen, und über die kahlen Stellen des schwarzen Gesteins stürzen eine Menge Wasserfälle in schneeweißem Schaum herab. Im Plattenberg bei Matt bricht man sehr viel Schiefer mit Abdrücken von Fischen und andern Seethieren. Dem Plattenberg gegenüber stürzt der fürchterliche Krauchbach aus einem dunklen Thal, durch welches ein Paß nach St. Gallen und Bündten führt. Von einer Schwadron französischer Reuter, die sich dadurch wagte, ist die Hälfte in den Abgründen begraben worden. Die Lage von Schwanden ist so schön und überhäuft mit Wundern der Schweiz, daß man nur hier gewesen zu seyn brauchte, um eine klare Anschauung dieses merkwürdigen Landes zu erhalten...

Von Schwanden führt an der schnellen Linth herab ein für schmale Wagen fahrbarer Weg nach Glarus an den Füßen des Glärnisch und Wiggis. Das alte, fast verfallene Städtchen liegt schwer müthig zwischen den dunklen Bergwänden. Schon oft, und besonders auffallend hier, begegnet es mir, wenn ich im Zimmer die Augen nach dem Fenster wandte, daß ich jene Bergwände für tief hängende düstre Gewitterwolken hielt, welches einen förmlich erschreckt, da diese Täuschung umso leichter und schlagender ist, je reiner der Himmel ist, und je klarer die Sonne scheint. Dann zieht sich nämlich über die Schattenseite jener Bergwände ein eigenthümliches flimmerndes Dunkel, welches, wenn man sich im Zimmer nicht unmittelbar am Fenster befindet und die vorliegende Bergmasse den ganzen Gesichtsraum schließt, auf den ersten Blick wie eine nahe drohende Wetterwolke erscheint.«

Keßler erwähnt anschließend die höchst auffallende *Neugier* der Einwohner »die jeden Fremden auszuforschen sucht. Unter den mannigfaltigen Formen, in welchen Fragen von allen Vorübergehenden an uns gethan wurden, war eine besonders komisch. Ein unansehnliches Männchen mit einem eingerosteten Seitengewehr gab sich die Miene einer zur öffentlichen Sicherheit bestellten Person und fragte uns nach Herkommen und Geschäft. Der Ton der Frage machte, daß wir den Frager durch eine scherzhafte Erwiderung abwiesen und er ging auch alsbald ruhig seines Wegs.« Am andern Morgen schien die Neugier der Leute dank der Muße des Sonntags noch gesteigert.

Auch der Dialekt fällt den Reisenden auf. »Das rauhe Schnalzen in der tiefsten Kehle, wodurch die Töne am unverständlichsten werden, läßt sich ... durch Buchstaben gar nicht ausdrücken.«

Auf dem Rathause in Glarus imponieren Keßler zwei Paar mächtige Steinbocksgehörne von etwa 22 bis 23 Knoten, die leider geschmacklos angebracht, nämlich »auf zwei sehr ungeschickt an die Wand gemalte Steinböcke genagelt« sind. Die Reisenden verfehlen nicht, einen der hiesigen berühmten Gemsjäger zu besuchen, sich »über seine Steigeisen und andern Jagdwerkzeuge zu unterrichten«. Besonders genau betrachten sie »seine Gewehre, welche mit Dioptern versehen sind«. Sonntag den 10. Juli brechen sie auf, um durchs Klöntal über den Prager Muotatal zu erreichen. Sehr treffend sagt Keßler vom Geßner-Denkmal: »Was dem Werk an Bedeutung fehlt, ersetzt der Ort tausendfach; denn wo ist noch ein solches Hirtenthal auf Erden?«

\*

*Philipp Andreas Nemnich*, Lizentiat der Rechte, hat sich, laut seinen 1811 bei Cotta erschienenen Reisebriefen, vom 23. bis zum 25. Juli des Jahres 1810 im Glarnerland aufgehalten. Seine »Reise durch die Schweiz ...« ist das achte Bändchen des »Tagebuchs einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise«. Aus seinem Tagebuche erkennt man Nemnich als geistigen Nachfahr eines Grafen Zinzendorf, von welchem er sich andererseits wiederum unterscheidet durch noch betontere Sachlichkeit.

Man geht kaum fehl in der Annahme, daß der deutsche Reisende als Führer durch unser Land sich der neuesten »Darstellung des Cantons Glarus« von Dr. J. Blumer, Mollis (im Helvet. Almanach für das Jahr 1809) bedient hat. Nachfolgend teilen wir, in der



Orthographie Nemnichs, diejenigen seiner Tagebucheinträge mit, in welchen er sich als von Blumer unabhängig erweist:

Die Glarner *Butter* — stellt Nemnich fest — »ist vortrefflich und wird für die beste in der ganzen Schweiz gehalten. — Von den Glarner Gemen werden die hier bereiteten *Felle*, wegen ihrer Geschmeidigkeit und längeren Dauer für die besten Wildfelle gehalten. Sie werden noch hin und wieder nach Deutschland verschickt, und ihre Preise laufen von 3 bis 7, auch 8 fl. per Stück. — Je nachdem der berühmte glarnerische »*Schweizerthee*« mehr Blumen, oder mehr Blätter enthält, wird er in Blumenthee und in Kräuterthee unterschieden. Man hat ihn auch Wundtrank, und wegen seiner Anwendung in der fallenden Sucht, Falltrank genannt. — Insonderheit beliebt sind die *getrockneten Kirschen* vom Kerenzerberg; diese werden in Rußland am teuersten bezahlt. — Wegen vermehrten Gebrauchs exotischer Hölzer ist die Ausfuhr der Glarner *Holzspähne* zurückgegangen.« Speziell als »Geigenholz« bezeichnet Nemnich die feinsten Spähne von aus den Glarner Alpen stammenden Rottannen. »Mit Tannenholz sieht man hier überall die Zimmer bekleidet, so wie andere Hölzer den Häusern die nötigen Mobilien, und darunter die schönsten Arbeiten, liefern.«

»*Baumwolle* für Glarus liefert auch der Urner Landmann. Die hiesigen Baumwollwebereien liefern größtenteils ordinäre Ware. Die Druckereien für Katun und Schnupftücher beschäftigen in Glarus und Mollis über fünfhundert Arbeiter. Auch ist die Muslinstickerei hier ziemlich im Gange; das Muslinweben aber hat längst aufgehört. Herr *Samuel Schindler* in Mollis läßt seit einiger Zeit Basin anglais und Piqué weben.

Eine Tuchfabrik existirt schon seit langer Zeit in *Glarus*; sie gehört Herrn *Jakob Glarner* jünger und Sohn, und beschäftigt nebst der Spinnerei an zweihundert Menschen. Man bedient sich der böhmischen, sächsischen, italienischen und anderer ausländischer Wollsorten, und verfertigt jährlich zwischen 1300 und 1400 Stück, von 4 bis 15 und 16 fl. per Stab. Die Karden werden auf der Messe von Beaucaire eingekauft, und die Tuchscheren von wandernden Scherenschleifern zugebracht. Das Walken geschieht mit Seife. Der Absatz war sonst sehr stark nach Italien, wohin die Duanen ihn jetzt erschweren. In *Mollis* hat Herr *Conrad Schindler* eine ähnliche Tuchfabrik; und außerdem gibt es mehrere einzelne Webstühle. Ratin wird wenig mehr gewebt. Seidenband webt man seit mehreren Jahren in *Nieder-Urnen*.



Man macht in *Glarus* gute, und in Italien besonders beliebte Kastorhüte (aus Biberhaar) nach Lyoner Art. Ebendasselbst hat *Caspar Kubli* jünger, vor einigen Jahren eine Strohhutfabrik etablirt, worin er an hundert Mädchen beschäftigt; das Geflecht dazu kommt aus dem Kanton Aargau.

In *Netstal* ist eine Papiermühle; sie liefert hauptsächlich ordinäre Ware für den eigenen Bedarf des Kantons.«

\*

*Karl von Schützens* »Reise von Linththal über die Limmern-Alp nach Brigels« will sein und ist »Ein Beytrag zur Kenntniss der Gebirge zwischen den Kantönen Glarus und Graubündten...« und zählt zu den Spezialarbeiten, deren speziellen Inhalt wir als den Fachleuten bekannt voraussetzen und hier daraus nur berücksichtigen, was über ihn hinaus von kulturhistorischem Interesse ist.

Die Reise wurde ausgeführt am 4. und 5. August des Jahres 1811. Der gebildete, wohlunterrichtete Verfasser des Reiseberichtes — er zitiert Norrmann, Ebel, de Saussure, stand im Briefwechsel mit Pater Placidus a Specha — unternahm die Tour »in Gesellschaft eines Frauenzimmers, zweyer Herren und eines zwölfjährigen Knaben aus Teutschland«.

Von Weesen herkommend, mußten die Reisenden heftigen Regens wegen entgegen ihrer Absicht einige Stunden in Glarus verweilen und fanden — was schlimmer war — eine Viertelstunde vor Linthal den schwarzen, wilden Durnagelbach ausgetreten. In ihrer Verlegenheit wurden sie bemerkt von einigen Bewohnern *Linthmatts* (Ennetlinths), welche, die Wellen mit sicherem Fuße durchschreitend, zu den Fremden hinüberkamen, sie sich auf ihre kräftigen Körper luden und die anvertraute Last langsam, aber sicher durchs Wasser trugen.

»Die gewöhnliche Stube und die obere Zimmer des Wirthshauses zu Linththal waren bey unserer Ankunft mit Glarnern besetzt, welche hier den Abend des Sonntages in frohem Vereine zubrachten. Sie räumten sogleich nach unserem Eintritte unaufgefordert die zwey besten Zimmer des ganzen Hauses, und drängten sich in der untern Stube zusammen.«

Die Ursache, daß der eben zurückgelegte Weg so berühmt sei, sieht Schütz ebensowohl in den mannigfaltigen Schönheiten des Tales, als in der uneigennütigen Dienstfertigkeit »der treuherzigen Natursöhne des Großthales«.

Anderntags um 6 Uhr schnürten die Fremden ihre Bündel, wappneten sich die Hände mit Alpstöcken, die Schuhe mit großen Nägeln und vertrauten sich der Führung *Jost Wichsers* aus Linthal an. Er erwies sich als ein genauer Kenner der Gebirge seines Kantons, als dienstfertig und genügsam. Den Weg über die Limmernalp fand Schütz teilweise »sehr steil, holperig und mühsam« und bemerkt: »Wenn ein Bergpfad diese drey Eigenschaften hat, so nennen ihn die Glarner-Hirten in ihrer kräftigen Sprache *stotzig*«. Auch die Bezeichnung »Abrinni« hat er von ihnen und läßt sie feststellen: »Die Muttensee-Abrinni ist noch von Niemand wieder entdeckt worden, nach dem sie im Boden versank«.

Trotzdem Brigels erst um 10 Uhr nachts erreicht wurde, erschöpfte die Tour die Kräfte der Teilnehmer keineswegs, und nur Schütz selber hatte sich über ein unerträgliches Brennen der mit einer dunkeln Röte überzogenen Haut zu beklagen. Er wußte offenbar noch nichts von Schnee- und Sonnenbrand und gebraucht diese Ausdrücke auch nicht. Nach Schützens Versicherung kamen seine Reisegefährten auf dieser Tour zum erstenmal in den Schoß der Alpen. Ihr Auge, gewöhnt an die sanft abgerundeten, waldbegrenzten Hügel, die sich in dem jüngern Nagelfluh-Sand-Mergelgebilde zwischen der Donau und dem Bodensee erheben, wurde mit einer ihm bisher ganz fremden Welt bekannt, deren Größe es kaum zu fassen vermochte; nie zuvor in ihrem Leben hatten sie den Donner einer stürzenden Lawine gehört. »Staunen, Bewunderung und Rührung wechselten bey dem Anblicke einer Natur, von welcher man in den Ebenen nichts ahndet, für deren erhabenen Ausdruck die Sprache keine Worte, die Kunst keinen Pinsel hat, und deren Genuß durch die reine, stärkende und unglaublich erheiternde Luft, welche ihr eigen ist, so sehr erhöht wird. Denn wie klein schrumpfen alle Werke der Menschen zusammen — was sind ihre Palläste, die Pyramiden Egyptens, die Werke ihrer angebeteten Römer, wenn man sie mit den Alpen, diesen glänzenden Tempeln der Unschuld und der Freyheit, diesen ehrwürdigen Zeugen der Entstehung der jetzigen Erdrinde, diesen Geburten der erschaffenden und zerstörenden, in ungemessenen Zeiträumen wirkenden Kräften der Natur vergleicht.«

Als Führer und Träger zugleich gedingt, verlangte Wichser für die Tour Linthal—Brigels 2 Laubthaler, nebst freier Zehrung. »Er trug uns Brodt und Kirschegeist nach, und wir gaben ihm gemahlten Kaffee mit, da wir in der untern Sennhütte der Baumgarten-Alp frühstücken wollten. Als wir aber zur Hütte kamen, war sie verschlossen, und der Senne schon seit ein paar Tagen in die obere

Stufe der Alp gefahren. Wir mußten uns demnach bis auf den Nüschen mit Brodt und Wasser, welches wir mit Kirschengeist mischten, behelfen. Hie und da fand sich eine köstliche, kaum gezeitigte Erdbeere; die Himbeeren waren noch ganz unreif. Auf einem herabgestürzten Steinblocke der Nüschenalp, welcher groß genug war, die ganze Reisegesellschaft zu beherbergen, nahmen wir das gewöhnliche Alpenmahl ein. Der Senne des Nüschen gab uns alles, was er hatte; er zeigte uns eine junge Gemse, die er ein paar Tage zuvor lebendig fieng, und die von einer gewöhnlichen Geiße gesäugt wurde; er bot seine Begleitung bis über den Schnee des sogenannten Kisten-Berges an, welches uns willkommen war, da man diesen Theil der Reise in dem Groß-Thale als gefährlich beschrieben hatte. Jost Wichser faßte den (Knaben) V. und der Senne die N. an einem Arme, und führten sie auf diese Art ziemlich geschwinde bis zum Alpenkamme und der Kantonsgränze, wo uns der Senne verließ.«

Schütz hatte nicht nur ein Auge für die Schönheiten der auf der Kistentour sich bietenden landschaftlichen Szenerien, sondern trug sich auch mit praktischen Anregungen, sagt er doch (S. 21 seiner Schrift): »Die Brechung einer großen Saum- und Handelsstraße über die Limmern-Alp, wodurch die Reise aus der nördlichen Schweiz nach Bellinzona um Vieles kürzer würde als über den Gotthard, müßte für die Kantone Glarus und Graubündten von vielem Nutzen seyn.«

\*

Im Frühsommer des Jahres 1813 betrat, vom Klausenpaß herabsteigend, ein Weitgereister unsern Boden, dessen Autobiographie *Ludwig Bechstein* 1840 unter dem Titel »*Die Clarinette*« herausgegeben hat. Die darin zu findenden einzigartigen Mittheilungen über »Glarnerische Musikpflege« zu jener Zeit sind erst 1939 durch den Herausgeber dieser Arbeit bei Tschudi & Co., Glarus, veröffentlicht worden. Aus diesem Grunde lassen wir den in der besagten »musikoromantischen Biographie« Herr Heinrich genannten Reisenden nur in dem wenigen zu Worte kommen, wo von anderem als von Musik die Rede ist. So bunt auch das Gewebe des in der »*Clarinette*« Niedergelegten ist, so verdient es doch den vollen Glauben des Lesers; denn gerade in dem, was der Verfasser von seinem Aufenthalt im Glarnerlande berichtet, charakterisiert er sich als bei allem lebendigen Empfinden wahrheitsgetreuen Erzähler.

Bei den damals noch oft stattfindenden Ringkämpfen bot sich ihm die »Gelegenheit, eine Täuschung wahrzunehmen, mit welcher

Fremde, besonders wettlustige Engländer oft angeführt wurden. Es treten dann gewöhnlich ein vom äußern Ansehen sehr starker und ein anscheinend schwacher Kämpfer auf den Schauplatz, und man gibt sich versteckt Mühe, die Fremden zu Wetten über den Ausgang des Ringkampfes zu veranlassen. Nun ringen die Ringer vielleicht eine halbe Stunde lang mit der größten Anstrengung, bis endlich der ‚Schwächere‘ obsiegt, den ‚Stärkeren‘ erhebt und zu Boden wirft — weil beide darüber im Einverständnis sind.«

Unter den Ausflügen in die Umgegend wurde der Besuch des Wichlenbades hinten im Sernftal zu einem der eindrucklichsten. »Diese Talengen sind fast ausschließlich von Bettlern und Kretins bewohnt. Als wir in dem Wichler-Bad ankamen, umringten uns gegen hundert Arme, die mit Ungestüm forderten, und deren man sich kaum zu erwehren vermochte. Alle waren halbnackt, und ich hörte, daß die wenigsten darunter wüßten, wie Brot aussähe. In der Tat beschränkt sich der ganze Feldbau in diesen Tälern auf den Anbau von Kartoffeln. Im kältesten Winter kommen sie barfuß, höchstens in Holzschuhen, nach der Stadt.«

Zur vollkommenen Befriedigung des Fremden gereicht der Besuch der Landsgemeinde — welche nicht zu versäumen er seine geplante Abreise um etwas hinausschieben mußte. »Ich wartete nur noch die Festlichkeit der Versammlung der *Landsgemeinde* (1814) ab, von der ich so viel erzählen gehört, und bereute es nicht, einem so großartigen Akt republikanischer Freiheit und Regierungsform beizuwohnen, der im sog. Zaun, einem großen, freien Platz mit Tribünen und amphitheatralischen Sitzen, abgehalten wurde. Hier kommen die Bürger des ganzen Kantons zusammen und wählen ihren Landrat, der aus zwanzig Landmännern und sechzig Ratsherren besteht; prüfen neue Gesetzesvorschläge des Landrates, nehmen sie durch Akklamation an oder opponieren, wozu jeder einzelne, der die Befähigung hat, seine Meinung vorzutragen, ohne Unterschied des Standes, berechtigt ist. Damals gab der Wirt ‚Zum goldenen Adler‘, bei dem ich wohnte, einen der tüchtigsten Sprecher ab«\*.

\*

*H. C. Escher von der Linth* (1767—1823) war nach Oswald Heer ein Gebirgsforscher, für welchen die Ermittlung der geologischen Struktur unserer Alpen den eigentlichen Mittelpunkt seiner alpinen Forschungen bildete. Von den drei durch J. J. Hottinger und Oswald

---

\* Der spätere Major David Marti (1797—1831).



Heer veröffentlichten Bergfahrtberichten Eschers ist nur der älteste in ausgedehnteren Partien als »Erlebnisbericht« in unserem Sinne anzusprechen. So aufschlußreich hinsichtlich Eschers selbst der Bericht von seinem Sturz in eine Spalte des Tödigletschers auch ist, so verbietet sich doch hier seine Wiedergabe.

In den beiden andern Berichten handelt es sich um wissenschaftliche Referate, aus deren zweitem wir entnehmen, daß Escher am 24. August 1816 eine Tour über den Kistenpaß antrat. Der Blick aus dem Großtal, »auf die Beschaffenheit des rechtsseitigen Abhanges war niederschlagend, indem ein nicht unbedeutender Bergschlipf unmittelbar über Bettschwanden sich vorbereitet, und höher im Thal, gegen Rüti hin, Steinlawinen Bergschlipfe und Wasserschwemmungen bereits bedeutende Verheerungen in dieser sonst schon armen und übervölkerten Landschaft verursacht haben.« »Im Secken bei Linththal befanden sich einige Badegäste, welche das Braunwalder Schwefelwasser benutzten«.

\*

*Graf A. v. Platen* (1796—1835) hat unsern Hauptort im Sommer 1816 besucht. Leider sind es im ganzen nur folgende wenige Zeilen, die er, unter dem Datum des 28. Juli, seinem Tagebuche anvertraut hat: »Glaris ist ein schöner, großer Flecken, ansehnlicher, aber doch weniger hübsch wie Stanz... Ich wohne hier im *Goldenen Adler*, einem der besten Gasthöfe, die ich in der Schweiz fand; nicht vornehm und modern eingerichtet, aber sehr hell, bequem, reinlich.«

\*

*Peter Scheitlin* (1779—1852), vom Sommer 1803 bis in den Frühling 1805 Pfarrer auf Kerenzen, hernach Professor in St. Gallen, unternahm seine »Armenreise« in den Kanton Glarus im Herbst des Teuerungsjahres 1816. Als Augenzeuge der damals herrschenden bitteren Not wird er von sämtlichen jene Epoche behandelnden Geschichtsschreibern — von Melchior Schuler bis Paul Thürer — als Gewährsmann zitiert, weshalb hier darauf verzichtet werden kann, Scheitlins darauf bezügliche Angaben zu wiederholen.

In seiner erst 1820 herausgegebenen Schrift tritt uns der Verfasser als ein den meisten Glarnern seiner Zeit an Bildung überlegener und dessen bewußter, nicht bloß an der Oberfläche haftender, dabei aber sich gern hören lassender, den Prediger niemals verleugnender Berichterstatter entgegen, der, gewandt im Ausdruck, bei noch mehr Selbstkritik ein noch auf höherer literarischer Stufe stehendes Werk hätte bieten können.



Vater Scheitlin wurde auf seiner Reise begleitet von einem zehn- und einem zwölfjährigen Sohne. »Sie sollten neue Länder sehen und dadurch eine nützliche Wißbegierde befriedigen«.

Auf ihrer Fußtour langten die Drei am Abend des 9. Weinmonat in Glarus an und nahmen Quartier im goldenen Adler, wo eine liebevolle alte Mutter die Oberaufsicht führte. »Man glaubte nicht in einem Wirtshause zu seyn, sondern im eigenen Hause. Es regiert eine Art vaterländischer und patriarchalischer Sinn in dieser Wirtschaft, der dem hohen Sinn der Gasthöfe und Gastpalläste der Städte weit vorgezogen werden muß.«

»Die Abendunterhaltung am Tische war sehr angenehm. Es waren Kaufleute, Handwerker und Kapitalisten da. Das Wort eines Jeden galt gleichviel. Ein verständiger Handwerker hielt einem angesehenen Manne mit Bescheidenheit bey ganz ungleichen Ansichten das Gleichgewicht. Man war freymüthig und kannte die Ziererei und Knechtschaft im Gespräch und Umgang nicht... Sogar von politischen Dingen sprachen sie mit einer Ruhe, die an vielen Orten ganz unbekannt ist... doch verdarben ein Russe (Pole?) und ein Rapperschweiler das Gespräch für sich und andere, da sie einander, wegen ungleicher Meinung, Ochs und Esel nannten.«

Dank seiner Häuserreihen und der gut gepflasterten Straßen machte der Flecken auf Scheitlin den Eindruck einer Stadt. »Glarus ist ein reicher Ort, in welchem sich schon ziemlich viele Bildung jeder Art findet. Seine Häuser sind gut, seine Lebensweise in denselben ist gut, seine Kleidungsart ist größtenteils wie in Städten, einige ländliche und kantönliche Eigenheiten abgerechnet«.

Die Pflicht führte Scheitlin zunächst in die Dörfer des Groß- und des Kleintals, und dann auf den Kerenzerberg.

Im gleichen Sinne wie das zur Zeit unbewohnte, mächtige Schießhaus (im Dornhaus) ärgerten ihn einige »in ihrer Glarner Tracht gar herrlich« aufgeputzte Kirchweihgäste in Linthal, die aufdringlich abstachen von der Armut der Eingeborenen.

Während man bis nach Linthal »gar bequem fahren« könne, müsse man, sagt Scheitlin, ins Kleintal hinein »vom ersten Schritt an gehen, oder an vielen Orten mit Gefahr den Hals zu brechen, reiten; denn der Weg klebt rau und steinigt am Felsen, als ob er sich nicht daran halten könne«. Wohin aber auch die Reisenden sich begaben: überall waren die Wege frei von Gesindel und in dieser Beziehung »von jeher für den Wanderer gar sicher«.

Besitzer des von den Fremden in Matt aufgesuchten Wirtshauses war Ratsherr *Stauffacher*. »Wohlfeil kanns in diesem Gasthof nicht

sein. Das Säumen (mit Saumpferd) macht alles teuer. Bei den Leuten im Dorfe selbst aber ist gar nichts zu bekommen, weil sie gar nichts haben, weswegen selbst ein solcher Gasthof noch von sehr großem Werte für den müden und hungrigen Bergpilger ist. Daß aber gegenwärtig sehr wenige Gäste anlangen, ersahen wir auch aus dem halben Todesschrecken den die Wirtstocher beim unerwarteten Anblick einer Reisegesellschaft von sieben Personen bekam.«

Selbst in guten Zeiten sah sich mancher Fremde hier enttäuscht, denn »ganze Dörfer trinken im Sommer nur Geismilch, und oft ist keine Maaß Kuhmilch um kein Geld zu bekommen«.

Der würdige Wirt war selbst oder ließ seine Gäste des Glaubens, er sei ein Nachkomme des Werner Stauffacher aus Steinen im Kanton Schwyz. Mit vieler Gravität pflegte er gelegentlich einem Vertrauenswürdigen »das alte Stauffachersche Petschaft« zu zeigen.

Nicht viel besser als der Weg ins Kleintal war der von Mollis (abgesehen von Glarus »vielleicht der bedeutendste Ort im Kanton«) über Beglingen hinauf in den langen Britterwald. »Hier hausen sehr viele Eulen, auch Uhu oder große Ohreulen, die auf Hasen, junge Kälber, Ziegen und Gemsen Jagd machen«.

»Holz hat diese Gegend noch genug, und verkauft jährlich sehr viel in die untern Gegenden und nach Zürich«.

»Der Kerenzer ist thätiger, munterer als der Thalmann, giebt sich selbst nicht leicht auf, weil er ein gesunder Bergmann ist, und nicht ungern nimmt er die Harke in die Hand, und harkt das Land um, weil man es nicht pflügen kann. Hie und da baut er ein wenig Getraide. Einige handeln mit Garn, andere treiben Viehzucht. Gras, Obst, Viehzucht, Spinnen und Garn, und — die Wohltätigkeit mehrerer Vermöglichen, alles zusammen hält auch die Armen und Aermsten immer noch ein wenig aufrecht. So ist auch diese Gemeinde ein Beweis, daß die, nicht bloß vom Spinnen sich Ernährenden besser als die nur Spinnenden zurecht kommen; allein, die Gemeinde Kerenzen ist, eben auch weil sie nicht bloß spinnt und in der heißen Stube sitzt, nicht so überbevölkert wie andere der besuchten Gemeinden, namentlich im großen Thal hinten. Wildes Land ist auch noch viel vorhanden. Der Menschlag aber ist gar nicht wild, vielmehr sehr mild und zahm. Man muß die wilden, ungezogenen Menschen in den Städten, nicht auf den Bergen suchen, denn nicht die Natur, sondern der Mensch macht den Menschen wild.«

Wer auf dem zu Füßen des »erst in der neuesten Zeit erkletterten Mürtschstock« gelegenen Kerenzerberge »im Winter herumwandern will, muß Schuheisen tragen. Hier gibts keine ebene Wege. Von Pfer-

den ist in der ganzen Gemeinde keine Rede. Niemand hält ein solches. Wozu könnte man es gebrauchen? Manche Bewohner des Berges haben niemals ein Pferd gesehen, und vom Reiten, vom Sitzen auf einem Pferderücken haben sie kaum einen Begriff. Herzhafte Männer, die im Kugelregen ohne Besorgnis stünden, würden, der Ungewohntheit wegen, kein Pferd zu besteigen wagen. Wagen, Kutschen, Schlitten sind also auch nicht da. Als seltenste Seltenheit erzählte man mir, daß einmal ein Schlitten von Mollis herauf nach Obstaliden gekommen sey. Hier säumt man also nicht einmal; hier muß alles auf der Schulter oder dem Rücken herauf- oder heruntergetragen werden (wie in der Gemeinde Amden im Toggenburg). Die Männer besitzen denn aber auch eine vorzügliche Tragkraft, und ein bis zwey Centner tragen sie vom See steil hinauf, drey Viertelstunden hoch bis zum Pfarrhaus und Gasthof um eine Kleinigkeit. Handwerker sind wenige da oben: Schuster, Schneider, Tischler, Metzger und ein Uhrenmacher machen hier den ganzen Handwerksstand aus, da doch schon in der nicht großen Stadt St. Gallen fünf und sechzig Arten von Handwerkern, und mehrere Arten von Künstlern sind. Hier aber ist kein Müller und kein Bäcker und kein Schlosser und kein Glaser u. s. w. Das Brot wird in Mühlihorn unten, dem Dörfchen am See geholt; reisende Glaser kommen zu flicken. Zum Arzt hat man einige Stunden weit. Dennoch ist hier fast alles gesund, und die Bewohner auf dem Kerenzenberge sind als die stärksten im Lande bekannt, sowie auch die ältesten Glarner auf Kerenzen gefunden werden. Im Jahre 1802 lebte hier ein 101jähriger Greis, der im 93sten Jahre noch seine Wiese mähte, und im 99sten noch die Kirche besuchte. Er starb während meiner damaligen Anwesenheit.«

Der Scheitlin'sche Reisebericht erwähnt einige Gemeindsrechte: als ein Gemeindsboden-, Holz-, Geiß- und Wildheurecht, sowie das Landrecht des Tafelnbrechens, d. h. Tafeln am Plattenberg »zu unterlupfen und heraus zu zerren«. Selbst alle diese Rechte zusammen genossen, »lassen arm... fristen nicht das Leben. Auch kann nicht jeder wildheuen, nicht jeder Blatten hauen. Holz bekommen sie nicht soviel, als sie nöthig haben. Das Gemeindsbodenstück ist zu klein, und gerade die Allerärmsten können das Geisrecht nicht benutzen, weil sie keine Geis haben und keine kaufen können. Doch lieben die Glarner nun einmal ihre Rechte!«

Den Nationalcharakter der Glarner bezeichnet Scheitlin als »kalt, und mehr verständig berechnend, als gemüthlich«. Ein solcher Charakter begünstigt »die Schwärmereyen gar nicht; daher fand die Sektiererey im Kanton Glarus keinen Eingang«.

Der Kanton hat vortreffliche Prediger, Schulmänner, Aerzte und Staatsmänner. Wenn nur jeder demokratische Kanton mit dem Kanton Glarus gleichen Schritt hielte!«

Unter so vortrefflichen Glarnern, die Scheitlin namentlich anführt, sei zuerst sein alter Freund, Doktor und Chorherr *Martin* genannt. Er stellt ihn seinen Lesern vor als eben »so reich an Geist und Kenntniß wie an Geld; hochberühmt als Arzt in und außer dem Kanton«. Er starb im Jahre 1819, »schnell seinem edeln Freunde, dem vortrefflichen Schulmanne *Steinmüller* (Jacob) folgend«. Den eben erst durch den Hinschied Pfarrer Johannes Freulers zum ersten Pfarrer in Glarus avancierten *Joh. Heinrich Heer* rühmte man Scheitlin als tüchtigen Kanzelredner. »Ein solcher Prediger, sagten sie, ist (alle andern ungescholten) weit und breit keiner«.

Auch eines »Ausländers« gedenkt Scheitlin in seinem Bericht, nämlich des St. Galler Malers *Glinz*, der sich 1815/16 »einige Monate in Glarus als Mahler aufgehalten« hatte, und sich durch große Mildtätigkeit auszeichnete.

\*

Je eine Tour durchs Klöntal und über den Pragelpaß, aufs Hirzli und auf den Schilt, alle im Sommer des Jahres 1817 unternommen, beschreibt *E. Biedermann* in seinen »Erinnerungen« eines froh- und freisinnigen Schweizers« (Zweiter Teil, Trogen 1829). Es sind wenig bedeutende Aeüßerungen eines Gutgesinnten, denen wir folgende Daten entnehmen: Im Frühling des Jahres 1817 fuhr vom Wiggis eine Staublawine herunter, welche die größeren Obstbäume in Netstal zersplitterte, die kleineren entwurzelte und fortschleuderte. Viele Gebäude wurden abgedeckt oder sonst beschädigt. Auch am Weg ins Klöntal hatte sie ganze Strecken Waldes niedergerissen; immer noch versperrten zahlreiche niedergegangene Felsstücke den Weg zum See. Dieser war ausgetreten, so daß Biedermann nicht den Weg beim Geßnerdenkmal vorbei einschlagen konnte. Hinter dem See verirrte er sich und geriet auf die Alp Ochsenfeld, in deren unsauberer Sennhütte es ihm den Appetit verschlug, so daß er Butter, Milch und Brot sich ins Freie bringen ließ.

Auf dem Hirzli genoß er eine schöne Aussicht, und in der Tiefe entdeckte er »wie auf einer Landkarte, die Spuren des ehemals unregelmäßigen Laufes der Lint, und die neuen Kanäle, in denen sie so ruhig dahinfließt«. Auch unterwegs auf den Schilt verirrte sich Biedermann erst, erreichte dann glücklich die Spitze, wo er einen



»Welsch-Neuenburger« mit seinem Führer aus Glarus antraf, und in deren Gesellschaft den Abstieg nach dort unternahm.

\*

*Louis Simond*, ein Französisch-Amerikaner, hat unser Land zweimal, zu Anfang Juli 1817 und gegen Ende Oktober 1818, bereist, und zwar teils zu Fuß, sein Ränzel (mit dem »Ebel« drin) selbst tragend, teils zu Pferd. Ganz abgesehen von der Vielseitigkeit seiner Interessen geht schon aus seinem Ausdruck hervor, daß man es im Verfasser mit einem Mann hoher Bildung zu tun hat. Seine größten Interessen gehören augenscheinlich der Geschichte, und zwar sowohl der Welt- wie der Erdgeschichte. Dies zu belegen, sei angeführt, daß einerseits Simond einzig der Route Suworows zuliebe statt des Großtals das Sernftal besucht, und daß er andererseits seiner Arbeit geologische Skizzen beigibt, Walensee und Wiggisgebiet betreffend. Trotz kleiner Irrtümer ist Simonds zweibändiges Reisewerk unter die besten seiner Art zu zählen. Wenn man von Lantier — dessen Anwesenheit im Lande auf dem Papier möglicherweise sicherer besteht als in der Tat — absieht, dann ist Simond der erste Franzose, der unser Land *nach* den Kriegszeiten der Jahrhundertwende besucht hat. Das innerste Motiv, warum er sich den Arbeitern in Weesen als Amerikaner und nicht als Franzose vorstellte, sucht man am ehesten in seiner Scham und Besorgnis, sich als Glied einer Nation zu bekennen, die unserem Lande so viel Leid angetan hatte.

Die Reisen beider Jahre führten Simond von *Weesen* aus in den Kanton Glarus. Es begegnet nicht leicht einem Reisenden, die gleiche Landschaft so verändert zu finden wie solches ihm geschah. «Le bourg de Weesen» — so berichtet er im Juli 1817 — «est inondé par la grande crue des eaux; ses maisons sont barbouillées de fange, et les habitants ont l'air (de) désœuvrés, pauvres et malades.» Fünfzehn Monate später fand Simond dasselbe Weesen »à sec et florissant«. Den Schöpfer des Linthwerkes, *H. C. Escher*, hat Simond persönlich gekannt und von ihm an Ort und Stelle im Oktober 1818 die Situationserläuterung vernommen. «Je tiens de M. Escher que les fièvres, autrefois communes dans cette vallée, n'ont disparu que pour faire place aux fluxions de poitrine. Il est probable, qu'une nouvelle génération ne sera sujette ni à la nouvelle maladie, ni à l'ancienne; mais le fait est assez remarquable. Je me suis séparé avec regret de ce savant que l'on regarde comme le premier naturaliste de la Suisse, et dont la société est aussi agréable qu'instructive.»



Simond erfreute sich auch der Bekanntschaft eines repräsentativen Glarners: des Regierungsstatthalters *Joh. Jacob Heußy* von Bilten, an welchen er — von wem ist nicht gesagt — ein Empfehlungsschreiben abzugeben hatte. Heußis Eltern hatte Simond ganz zufällig schon kennen gelernt, entpuppte sich doch der Wirt in Rapperswil, in dessen Gasthaus Simond mit seinen Zürcher Begleitern übernachtet hatte, als der Vater von Heußy.

Aber auch eines Glarners von bescheidenerer Stellung gedenkt Simond mit Anerkennung, nämlich seines Führers und Trägers *Tschudi*, eines Napoleon-Soldaten, der arm aus dem russischen Feldzug heimgekehrt war, sich hier mit dem Mädchen seiner Liebe verbunden hatte und als Fremdenführer nun ein bescheidenes und doch glückliches Leben führte. Was Simond von ihm in seinem Buche berichtet, mag der oder jener spätere Reisende beherzigt und Tschudi auch zu engagieren versucht haben. «*La vie des camps*» — so heißt es dort — «*avait laissé à cet honnête jeune homme un fond de simplicité, de candeur, et de loyauté qui me prévint tellement en sa faveur, que je le gardai ensuite avec moi jusqu'à Berne, au lieu de changer d'une journée à l'autre.*» (Vgl. S. 25.)

Unter Führung Tschudis unternahm Simond den Abstecher ins Kleintal. Schwandens Lage gefiel ihm außerordentlich — «*une site magnifique, dont les beautés naturelles sont rehaussées par des ruines pittoresques de châteaux forts du moyenâge qui couronnent les rochers.*» Zu seiner großen Verwunderung trägt das Sernftal — als ob schon Jahrhunderte seit den Russen- und Franzosenkämpfen vergangen wären — keine Spuren der damaligen Verwüstungen mehr; auch das ein beredtes Zeichen für den Fleiß seiner Bewohner, die ihr Tal so hoch hinauf besiedeln, als es nur geht. Daß diese Bauern ihr Vieh *ernähren* mit dem Laub, das Simond in großen Bündeln von den Bergen hinunter stürzen sieht, war freilich ein Irrtum.

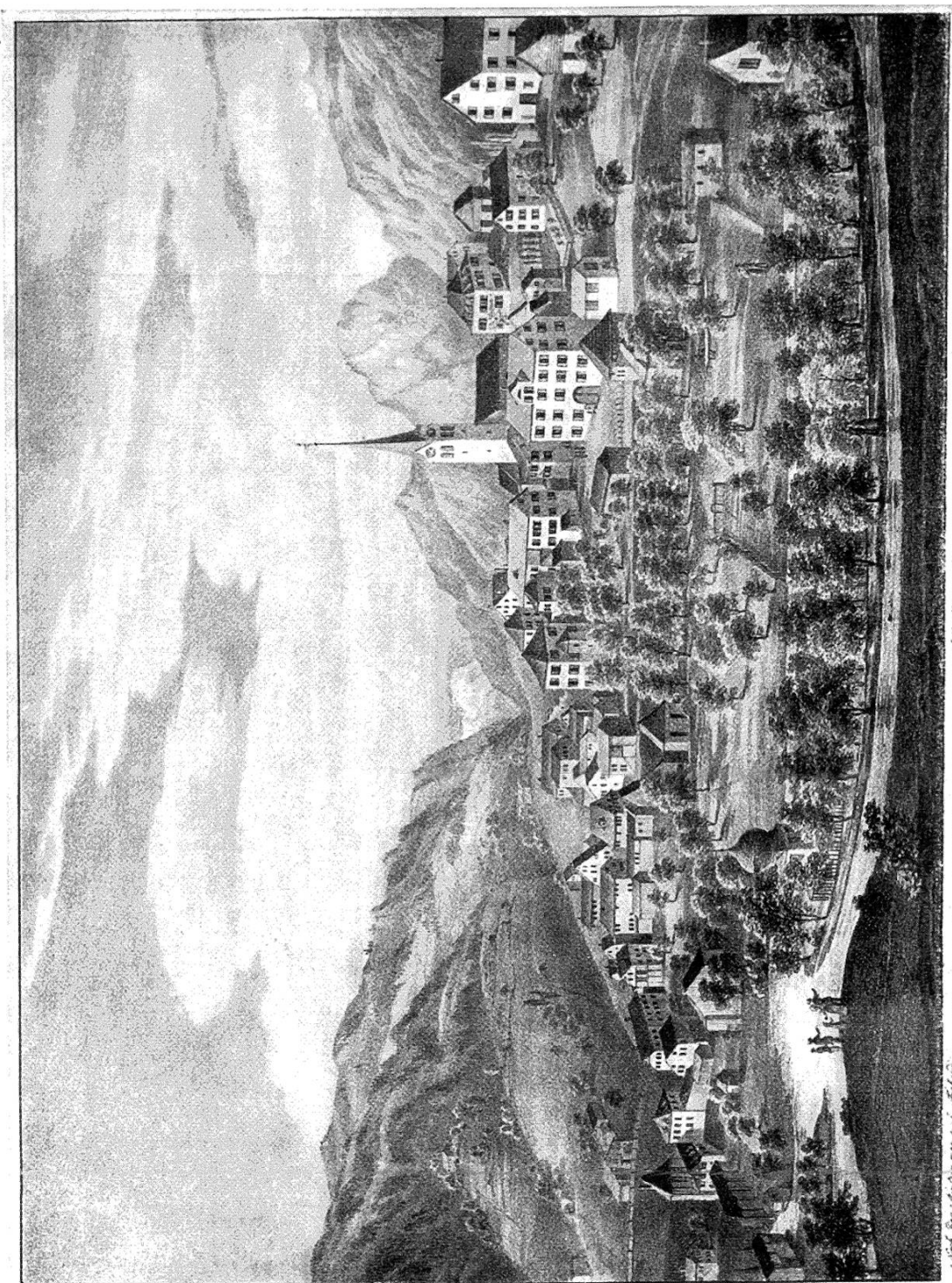
Seine Klöntaltour vom Vorjahre hatte Simond zu Pferde unternommen. Auch hierbei weilten seine Gedanken bei den Kämpfen, bei welchen, wie man ihm erzählte, mit Geld beladene Saumtiere der Russen in der Kohlgrübligegend in den Löntsch stürzten. Noch lange nachher hätten zuweilen Münzen aus dem Fluß gefischt werden können.

Auch die Lawinenzüge fesselten in hohem Maße das Interesse des Reisenden. Eine in diesem Frühjahr 1817 niedergegangene Lawine zwischen Glärnisch und Wiggis war so mächtig gewesen, daß sie nach Durchquerung des Tälchens noch am jenseitigen Abhang einen Wald arg mitgenommen hatte.

Der erste Eindruck des Klöntalersees war der einer »jolie petite pièce d'eau« hinter einer schönen Weide, wo man eben das Gras mähte.

Gänzlich verändert zeigte sich die Landschaft Ende Oktober des nächsten Jahres, entbehrten doch die paar noch bewohnten Häuschen schon seit zehn Tagen und bis zu Ende des kommenden Februar jeden Sonnenstrahl. Etwa im Richisau machten sie Halt bei der Hütte eines 84jährigen, weißbärtigen Sennen, der ihnen Brot und Milch auftischte, den gebräuchlichen Kirsch dazu aber ihnen nicht geben konnte, weil er selber nie welchen trank. Der Alte weckte umso mehr die Teilnahme Simonds, als er nicht nur Augenzeuge, sondern auch Leidtragender im Kampfe der hier streitenden Russen und Franzosen gewesen war, die ihm 20 schöne Kühe weggenommen hatten. Die Frage, ob auch schon ein Amerikaner vor ihm, Simond, hier gewesen wäre, verneinte der alte Mann. Mit größtem Bedauern vernahmen die Touristen, daß der Greis außer den Beschwerden der Einsamkeit auch die Not der Urin-Verhaltung kannte, und sich eines »instrument d'argent« (also eines Katheters) bedienen mußte. Das Gespräch zwischen den beiden Parteien wurde natürlich durch den Glarner Tschudi vermittelt, denn Simond gesteht an anderer Stelle in bezug aufs Glarnerdeutsch: « Je n'entendais d'ailleurs pas un mot du langage. »

Seinen Eindruck von Glarus kleidet Simond in folgende hübsche Worte: « Ses rues étroites et tortueuses, ses petites maisons bien vieilles, à portes et fenêtres basses, et murs couverts de peintures à fresques; la tranquillité, le silence, le profond encadrement du site; je ne sais quoi enfin, suggérait l'idée d'une ville de l'antiquité, toute nouvellement déterrée, comme Pompeï. Nous nous imaginions à Bienne entrer en Suisse pour la première fois; mais Glaris est plus Suisse encore, plus différent au moins du reste de l'Europe. La ville est investie de si près par les montagnes, que le soleil n'y paraît que quatre heures par jour en hiver; de notre auberge il faut mettre la tête tout-à-fait hors de la fenêtre pour voir le ciel. — La plupart des maisons portent la date de leur construction, et il y en a peu qui ne comptent plusieurs siècles, quelques-unes jusqu'à cinq. Celle devant nos fenêtres est décorée de nombreuses armoiries et d'un grand tableau à fresque, assez bien exécuté. C'est un guerrier gigantesque, armé de toutes pièces et à cheval, combattant un cavalier turc: une femme à la fenêtre paraît spectatrice du combat. Le propriétaire de cette maison avait probablement été des croisés. »



Schwanden  
J. Tschudi - Werner, um 1830

« Presque tous les habitants, de la campagne comme de la ville, savent lire et écrire; cependant on conçoit que les lettres ne fleurissent guère dans une petite république de paysans et de manufacturiers, où personne n'a de loisir. Il y avait à Glaris un collège\* faiblement soutenu, et qui, depuis deux ans, est entièrement abandonné; on parle de le rétablir. »

Simond logierte auch diesmal wieder »im Raben«, dessen Wirt, « homme intelligent, était conseiller d'état et juge ». Des Gastes Zeugnis « d'être heureux dans un aussi bon gîte », dürfte seine Früchte getragen haben.

Ueber die Verfassung und das glarnerische Recht orientierte der Fremde sich bei Ebel. In einer Fußnote, worin er Bezug nimmt auf die Landsgemeinde, sagt er: « J'ai entendu parler d'un landamann *Zwicky*, traîné par les cheveux dans l'assemblée du landsgemeine. Le premier magistrat actuel, *M. (Nikolaus) Heer*, se fait respecter sa dignité sans blesser celle du peuple souverain dont il administre les affaires avec habileté. On ne lui reproche, car enfin il ne faut rien dissimuler, que *de ne pas rendre compte des affaires de l'Europe dans ses discours. On sait tout, m'a-t-on dit, dans les gros cantons, et ici (à Glaris) nous sommes comme des bêtes!* »

Auf dem Gebiete der Rechtspflege vermißte Simond die Institution des Friedensrichteramtes. Diesen Mangel und unliebsame Verhältnisse an der Landsgemeinde zugegeben: « En dernière analyse, la masse du peuple jouit de beaucoup de liberté à fort peu de frais. »

Mit Genugtuung kann Simond auch feststellen, daß sich das Volk ehemals herrschender Verhältnisse in den Landvogteien schämt und sich der durch die Revolution bewirkten Aenderung freut. Auch der wenig vorkommenden Konkurse gedenkt er mit Beifall und kann bestätigen, daß zur Zeit niemand Schulden halber im Gefängnis sitzt, ja daß dieses augenblicklich überhaupt leer steht. Bettler fand er im Kanton Glarus weniger als in Appenzell und St. Gallen, was allerdings auch mit der Bevölkerungsdichte in Zusammenhang zu bringen sei.

\*

Dr. med. *Johannes Hegetschweiler* von Stäfa hat seine »Reisen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden« in den Jahren 1819/1820 und 1822 aus geführt. Ein reichhaltiger Rechenschaftsbericht über diese alpinistischen Leistungen, 1825 bei Orell, Füßli und Compagnie erschienen, ist schon von Blumer und Heer in deren

---

\* Das Collège ist das Heer'sche Institut.



Gemälde des Kantons Glarus 1846 benützt, Hegetschweilers Leistung bereits in Arbeiten von Schröter und Bühler gewürdigt worden. Was der Reisebericht an Topographisch-botanischem und sonst Spezialwissenschaftlichem bringt, setzen wir hier als den Fachleuten bekannt voraus und beschränken uns darauf, über Kulturgeschichtliches aus seiner Arbeit zu referieren.

Dem Leser tritt im Stäfner Arzt ein nach Naturanlagen und Bildung gleicherweise sympathischer Verfasser entgegen, der seine Eindrücke und Meinungen mit ausdrücklichem schriftstellerischem Geschick vermitteln kann. Er kennt seinen Homer, liebt Musik, ist Naturfreund und Alpinist (der dem »Grünhorn« seinen Namen gab). Als Naturforscher treibt er in erster Linie Botanik, doch kennt er sich auch aus in der Geologie. Daß er als Arzt besonders Interesse aufbringt für die Heilquellen, für die Wirkungen von Höhenluft und Gletscherwasser, wundert uns nicht.

Bei seinen Einreisen ins Glarnerland schlug Hegetschweiler einmal den bequemen Weg durchs offene Tor des Unterlandes, ein andermal »den einsamen, unbekannten« durchs Wäggital über den Pragelpaß ein.

Im Klöntal »zuhinderst neben schattigen Ahornen« — also wohl »im Plätz« — fand er ein »modern gebautes Haus und eine Sennhütte in lieblicher Abgeschlossenheit«, welche Stätte »ohne bedeutend hoch zu liegen, alle Annehmlichkeiten der Alpen vereinigt«. In dem von hier in wenig mehr als zwei Wegstunden entfernten Ennetbühls überraschte ihn der Anblick eines Rebbergs, in welchem der Weinstock »noch sehr gut gedieh«. »In dem dortigen Lusthause des Hrn. Landammanns (*Bartholome*) *Tschudi* (welchem Hegetschweilers Büchlein gewidmet ist) genießt man einer mahlerischen Aussicht auf Glarus und die umliegenden Berge...« Ungewöhnlich und ergreifend ist der Anblick der Glärnisch-Pyramide mit den Wänden, »die schroff und nackt das Auge von städtischen Gebäuden und der Rebe straks bis zu den blauen Firnen des ewigen Schnees führen. In der ganzen Alpenkette mag das kaum überraschender angetroffen werden. Aber dieses jähe Aufsteigen hat dem Flecken selbst schon Gefahr gebracht. Noch sieht man an mehreren Orten Spuren jener gewaltigen Felsstücke, welche nicht ohne großen Schaden 1594 ein Erdbeben vom Glärnisch hinabwarf. Ganz in neuester Zeit hat man unweit des Fleckens in einer Tiefe von 18 Fuß im Leim anscheinend ganz frische Haselnüsse aufgegraben, welche wahrscheinlich ebenfalls noch aus jener Zeit herrühren. Das vor 300 Jahren be-



triebene Eisenbergwerk im Guppen hinter Glarus zeigt sich in seinen Stollen so, als wenn es gestern erst verlassen worden wäre, und der Ueberfluß an Metall läßt nur den Mangel an Holz bedauern.«

»Der letzte Ort im Thal, von welchem aus gegen das Gebirg angezogen wird... Linththal... hat bereits ein alpines Ansehen. Nirgends mehr Fruchtfelder, hie und da, dicht am Orte noch etwas Gerste, sonst alles eine fortlaufende Wiese... Wir hatten unser Quartier im sogenannten ‚Seggen‘, einem Wirtshause das dem Besitzer der Stachelbergerquelle gehört, aufgeschlagen. Unweit des Wirtshauses hat der Besitzer ein kleines Badhäuschen errichten lassen, welches durch eine Leitung von hölzernen Röhren mit der Quelle des, in neueren Zeiten berühmten sogenannten Braunwalder- oder Stachelbergerwassers in Verbindung steht... Zum Trinken wird dieses Wasser weit und breit verführt. Man darf es in dieser Hinsicht umso mehr empfehlen, als bey dem Fassen und Verschließen der Flaschen eine ungewöhnliche Genauigkeit angewendet wird.«

Die an sich schauerliche Gegend des Talabschlusses brachte eine unschuldige, in der Gnüswand nistende Ohreule bei den Eingebornen in umso böseren Verruf, als ihr nächtliches Geheul die Abergläubischen auf noch schauerlichere Einbildungen brachte.

»In einer einzigen kleinen Sennhütte sind im Oberstaffel der Sandalp zwey große Sennereyen zusammengepreßt. Zwey Käskessel, im Halbkreise um dieselben herum ein paar rußige Steine zum Sitzen und zum Zusammenhalten des Feuers, nebst einigem andern Geräthe versperren den Platz so, daß kaum die Sennschaft in corpore Platz hat. Das Ganze deckt ein grobes Schindeldach, welches wie ein bestochener Douanier das Wasser hinein, den Rauch der Hütte aber nicht hinausläßt. — Unweit dieser Hütte liegt eine Art Stall, zu dem man nur nach Durchwatung eines Kothmoores gelangt. Im Geradehinein wohnen Nachts die Schweine, Abends wird der Reihe nach einiges Vieh darin gemolken, während der größte Theil rings um die Hütte steht. Auf dem Boden dicht unter dem Dache war unser Schlafgemach; ein paar Löcher in einer Art Mauer machten statt einer Treppe den Zugang etwas leichter, und war vollends ein schmales viereckiges Loch durchkrochen, so ruhten wir in weichem Wildheu unter dem furchtbaren Grunzconcert des Schweinsaaes unter uns so sanft, als immer in der Ebene. So wenig bedarf der Mensch zu seinem Glücke, wenn ihn eine Idee beherrscht.«

Darüber, wie die Gemen in den Besitz des Schafselbsanftes gelangt seien, berichtete der Führer, *Hans Thut* aus Linthal: »Vor

längerer Zeit seyen einmal auf jener Grasblanke (und dabey zeigte er auf einen, beynahe gegenüberliegenden schmalen Grasabhang zuvorderst am Selbsanfte) Hirt und Schaafe eingeschneit worden, der Schnee habe nachts zu rutschen angefangen und alles in die gräßliche Tiefe geführt. Seither sey die Bestoßung dieser Weide obrigkeitlich untersagt, und sie wieder Eigenthum der Gemen geworden.«

Dem Erzähler, seinem Führer Thut, stellt Hegetschweiler folgendes Zeugnis aus: »Entschlossen und vorsichtig zugleich, von ungemainer Stärke und Ausdauer, ehrlich und mit den Gebirgen um Linthal als Gensjäger und als Senn vertraut, leistete er bey mehreren schwierigen Vorfällen die besten Dienste, und kann jedem, der in diese Gegend reisen will, unbedingt empfohlen werden«.

Auf seiner dritten Bergreise in das Tödigebiet im Jahre 1822 wurde Hegetschweiler begleitet von den Herren Rats Herr Dietrich Schindler von Mollis (dem späteren Landammann), Mr. de St. Hilaire von Paris und von Maler Wüst aus Zürich.

Während ihn bei seinen beiden späteren Bergreisen die Tödibesteigung ganz in ihren Bann nahm, hatte es Hegetschweiler 1819 darauf abgesehen, zwei interessante Paßtouren zu unternehmen. Er verließ das Gebiet des Kantons Glarus über den Kistenpaß, und gewann es wieder, den Weg über den Panixer einschlagend. Noch waren damals auf der Wichlenalp die Ueberreste der Wasserleitung zu sehen, die ehemals zum Badhaus führte. Hier, »wo einst Klage und Jubel und das Gewühl vieler Menschen in der stillen Natur umher verhallte, treibt jetzt ein Senn sein einförmiges Handwerk und johlt der staunenden Heerde seinen Kühreihen vor«.

Schade, daß Hegetschweiler sich nicht etwas ausführlicher ausläßt über »ein sehr gutes Gemälde«, darstellend die Verleugnung Petri, welches Gemälde, ein Geschenk Ludwigs XIV. an den Obersten Freuler, aus dem Palast in Näfels wieder den Weg zurück nach Paris genommen haben soll.

»Bey Niederurnen und Näfels stehen dicht an den nackten Kalkwänden Kalkbrennereien, welche theils von den, in Geschieben und Steinriesen frey liegenden, theils von gesprengten Kalksteinen zum Brennen eines, von dem gewöhnlichen durch seine Beständigkeit gegen die Witterung verschiedenen Kalkes, Gebrauch machen. Man nennt ihn deswegen Wetterkalk und führt ihn außer Landes.«

Wie aus einer Bemerkung auf Seite 27 hervorgeht, war Hegetschweiler schon vor 1819 mindestens einmal im Glarnerland, zeigte man ihm doch »zwey Tage nach dem Ereignis« den »gewaltigen Kirschbaum, den die Frühjahrs-Staublawine von Jahre 1817 in

Netstal aus der Wurzel gerissen und über die Straße in ein Gärtchen getragen hatte«.

\*

*D. Raoul-Rochette's* Aufenthalt im Glarnerland fällt in die Augustmitte des Jahres 1820. Die als Frucht dieses Aufenthaltes veröffentlichten »Lettres sur la Suisse« verraten in erster Linie des Verfassers lebhaftes Interesse an der Natur, und zwar an der Landschaft als ästhetisches Objekt wie auch als gegebene Umwelt der in sie Hineingestellten. Seine übrigen Interessen entsprechen den speziellen Eigenschaften dieses Reisenden als eines Franzosen, Katholiken und Historikers. Als Untertan Ludwigs XVIII. interessiert ihn unser Land als Demokratie; den Katholiken interessiert die Art des Zusammenlebens beider Konfessionen und als Historiker empfindet er Teilnahme für die Nachkommen der Helden von Näfels, wie auch für das jetzige, als ein von französischen und russischen Heeren erst kürzlich gebrandschatztes Land und Volk.

Den nachhaltigsten Eindruck empfing der Großstädter von der glarnerischen Gebirgswelt, deren inkommensurable Massen ihn erdrückt hätten ohne den unendlichen Liebreiz alles dessen, was zu Füßen der Berge sicher geborgen ruhte. Aus den gegensätzlichen Empfindungen resultierte immerhin eine Melancholie, die ihn anwehte, nicht nur angesichts der Lage des Hauptortes, sondern auch angesichts der so gewaltig nackt über das kräftige Grün des Großtals hinausstrebenden Bergwände.

Der zahlreichen Wasserfälle dieses Tals gedenkt der Reisende nicht allein darum, weil sie die Reize des Landschaftsbildes beträchtlich erhöhen, sondern auch weil sie das Tal mit unvergleichlich klar-durchsichtigem Wasser beliefern, dessen Frische des Geschmacks von keinem andern erreicht wurde.

Wie Raoul-Rochette die Wasserfälle des Großtals zu den schönsten, so rechnet er die Pantenbrücke zu den merkwürdigsten der an bemerkenswerten Brücken so reichen Schweiz. Als in seinen Nerven nicht sehr robuster Großstädter, dem es aber nicht an Phantasie und Kraft des Empfindens mangelt, scheint er die Besonderheit der ganzen Situation mehr zu erleiden als zu genießen. Dieselbe furchtbare Einsamkeit wie bei der Pantenbrücke bedrückt den Fremden auf der Sandalp, wo er zu seiner Befriedigung auf Menschen stößt: auf arme und ungebildete Hirten, von welchen er sich aber nicht ohne Bedauern wieder trennte, fand er doch in diesen an Leib und Seele so Gesunden, ungeschwächte Nachkommen der alten Eidgenossen.

Zu vollem Entzücken gereichte Raoul-Rochette der Besuch des Klöntals, wo auch sowohl der Standort des Geßnerdenkmals wie dessen Einfachheit seinen uneingeschränkten Beifall fanden. Daß der Wirt in Glarus seinen ob den Naturschönheiten sich ganz vergessenden Gast durch einen mit brennender Fackel bewehrten Angestellten aufsuchen und abholen ließ, wurde trotz der Selbstverständlichkeit dieser Pflicht vom Fremden dankbar empfunden. Von dem aus dem Klöntal nach Netstal führenden Weg vermerkt er, dieser habe »beaucoup souffert du passage des armées ennemies«.

Ueber den Hauptort als Siedelung verliert der Franzose nur wenig Worte. Die Mediokrität seiner öffentlichen Gebäude, der von allen Seiten auf den Fußgänger eindringende Ziegergeruch waren nicht geeignet, den Reisenden länger in jene Mauern zu bannen. Jeder Käsehändler in Glarus besitze ein würdigeres Heim, als es die Regierung besitze in ihrem Rathause. Die Kirche fand er bemerkenswert, weniger wegen ihrer innen- oder außenarchitektonischen Vorzüge als darum, daß das *eine* Gotteshaus *beiden* Konfessionen diene und ein rühmliches Zeugnis der Toleranz darstelle. Richtiger als manche seiner Vorgänger leitet Raoul-Rochette die Toleranz der Glarner nicht ab aus deren angeborener Herzensgüte, sondern aus der Einsicht eines vernunftbegabten Volkes, das fähig war, aus schmerzlichen Erlebnissen die notwendigen Lehren zu ziehen.

Bemühend für den französischen Katholiken war der Kontrast zwischen dem vernachlässigten, katholischen *Näfels* mit seinen engen, holperigen und schmutzigen Gassen, und dem sauber-schönen und wohlhabenden reformierten *Mollis*. Das im Gegensatz zum bäuerlichen Näfels stark industrialisierte Mollis verdankte seine Blüte nach Raoul-Rochette im Grunde einer Verirrung. « Mais que les pâtres de Glarus descendent de leurs Alpes si fertiles, si parfumées, pour filer du coton ou tisser de la mousseline, qu'ils vont de la colporter à Hambourg, à Vienne, à Riga, à Trieste ou à Ancône: n'y a-t-il pas là un renversement manifeste des lois de la nature...? »

Mehr bereits antiquierten »romantischen« Empfindungen als gründlichen wirtschaftlichen Einsichten zufolge, sähe Raoul-Rochette den Glarner (und die andern Schweizer, vornehmlich die Bewohner der Bergkantone) gern wieder *ein* Hirtenvolk werden. Als starkes, armes Hirtenvolk, wenig beneidet von großen Nachbarn, sei es der Freiheit in seiner unvergleichlich schönen Heimat sicherer, als wenn es seiner natürlichen Bestimmung entgegen, größeren Wohlstandes wegen, zur Industrie sich hinwende und der Verweichlichung anheimfalle.



Den inneren Zustand der Schweiz, und damit auch des Kantons Glarus um 1820, erkannte der französische Historiker mit Befriedigung als ungefähr übereinstimmend mit demjenigen vor hundert Jahren. Der gesunde Menschenverstand ungebildeter Hirten habe im »bonnet de la liberté« den alten Geßlerhut wieder entdeckt und sich von den Neuerungen der französischen Revolution abgekehrt. Angesichts dieser Denkart wundert es uns nicht, daß Raoul-Rochette mit der üblen glarnerischen Verfassungsspezialität des Kübelloses leichter sich abfinden konnte als mit der Industrialisierung unseres Landes. Daß ihn ein glücklicher Zufall Augenzeuge einer »Verkübelung« werden ließ, wissen wir dankbar zu schätzen.

Während seines etwa drei Tage dauernden Aufenthaltes hat der Reisende unser Land vorerst längs dessen Nord-Süd-Achse durchzogen, hierauf dem Klöntal einen kurzen Besuch abgestattet und am 16. August über Mollis, Weesen und das hübsche »Müllihorn« den Kanton verlassen. Gedachte er der Zukunft des glarnerischen Volksschlages mit wehmuthbetonter Sympathie, so war er trotzdem hochbefriedigt vom « caractère tout-à-fait original... d'une des vallées les plus extraordinaires de la Suisse ».

*La journée du « Kübellos » (15 août 1820).*

« Dès le matin, j'avais remarqué dans toute la population un mouvement, une agitation, qui semblaient annoncer quelque événement extraordinaire. Une foule nombreuse d'habitans de toute âge assiégeaient les avenues, inondaient le vestibule et les degrés de l'Hôtel-de-Ville; et il fallait sans doute à des hommes si laborieux, ou un intérêt bien direct, ou un motif de curiosité bien puissant, pour leur faire abandonner ainsi les travaux. Je fus bientôt informé de ce qui tenait tout ce peuple en haleine, et je désirai d'être témoin d'une opération dont tant de citoyens faisaient dépendre en ce moment leur destinée. Mais il fallait obtenir du Conseil-d'Etat, au sein duquel le tirage des billets se fait à huis clos, la faculté d'y être admis. Mon hôte eut la bonté de me servir de guide et d'interprète. Etranger et Français, je ne pouvais alléguer, à l'appui de ma demande, que ces deux titres, dont je craignais encore que l'un ne pût nuire à l'autre. Je partis sous sa conduite.

Les flots de ce peuple si tumultueux s'ouvrirent sans peine devant nous. Parvenus dans l'une des salles qui précèdent celle du Conseil-d'Etat, j'y demeurai quelques instans, au milieu d'une foule dont les bruyans éclats et les gestes énergiques excitaient vivement mon

attention, tandis que mon hôte expliquait à l'huissier du gouvernement l'objet et les motifs de ma demande. Il revint enfin vers moi, et je vis d'avance, à son air et à sa démarche, que j'allais être introduit dans le conseil. La porte, qui défendait seul contre l'empressement de tout un peuple l'asile qu'il regardait alors comme le temple de la fortune, me fut ouverte par l'huissier, revêtu de son bizarre costume national; tous s'écartèrent respectueusement pour laisser passer un étranger; à peine osèrent-ils profiter de ce moment pour jeter un coup d'œil furtif dans le sanctuaire où tournait la fatale roue, et où s'agitaient leurs destinées; et j'admire comment, devant une si faible digue, pouvait ainsi s'arrêter ce flot de passions populaires.

Je n'oublierai jamais la sensation que j'éprouvai en prenant place au milieu de ces magistrats, d'un peuple libre dans l'enceinte révéralée où la liberté qui y règne ne se distingue pas de la raison qui y préside. Les membres du conseil étaient assis sur des bancs de bois, et rangés parallèlement des deux côtés d'une tribune qu'occupait seul, en l'absence de deux premiers magistrats, le *Landshauptmann*, ou le capitaine du pays. Tous ces chefs de la république, simples paysans, et vêtus conformément à leur état, offraient, dans leur attitude calme et recueillie, dans leur maintien modeste et attentif, une réunion que me parut imposante. Au léger mouvement de distraction qu'avait causé mon entrée, succéda bientôt, quand le président m'eut fait signe de m'asseoir, un silence qui ne fut plus troublé que par le bruit monotone des billets tirés à chaque instant de l'urne et proclamés à haute voix. J'observais cependant l'effet que produisait sur le conseil lui-même, une lecture à laquelle je ne pouvais le croire indifférent. Je n'y remarquai aucune émotion; et il semblait qu'uniquement chargé de recueillir les volontés du sort, il fut insensible à ses arrêts, aussi bien qu'étranger à ses faveurs. Dans l'espace d'une heure, cette aveugle divinité ne fit que deux heureux; l'huissier les annonça de suite au peuple, et je pus entendre les bruyans transports et les éclats tumultueux de joie ou de consternation avec lesquels furent accueillis au dehors les deux noms favorisés. Mais au dedans, tout resta paisible; le mouvement rapide de la roue qui emportait tant d'espérances, ne fut seulement pas interrompu; et tandis que les acclamations populaires ébranlaient tout l'édifice, je vis mes rustiques sénateurs, toujours imperturbables dans leur attention, toujours fermes dans leur maintien, exprimer à peine, par un léger sourire, la part que prenait chacun d'eux à l'agitation générale. Dès lors, bien des doutes que j'avais conservé jusque-là, se dissipèrent; et je puis

dire que c'est ici pour la première fois, et en présence d'hommes si patients et si graves, que le problème de la liberté helvétique a été complètement résolu dans mon esprit.

Quand je me retirai, ces vieillards, qui s'étaient levés à mon arrivée, se levèrent encore et me saluèrent: ce fut là le seul dérangement tant soit peu sensible, qui se fût opéré peut-être dans tout le cours de cette longue et fatigante séance. J'étais curieux d'observer à son tour le peuple, au sein de ces bizarres promotions du sort, et je sortis au moment où un nouveau candidat venait d'échapper de son urne. L'effet de l'étincelle électrique n'est pas plus prompt et plus universel, sur la chaîne de personnes assemblées qui la reçoit, que ne l'est celui de la voix du héraut public, au sein de cette avide multitude. Au même instant, mille cris s'élevèrent, et les trepignemens de joie et les battemens des mains, au milieu des mouvemens si divers et non moins énergiquement prononcées de l'espérance déçue et de l'ambition trompée, produisirent un des spectacles les plus singuliers qu'on pût voir. Je m'informai du nom de l'heureux candidat qui venait d'être proclamé; j'appris que c'était un pauvre pâtre qui, depuis le commencement de la belle saison, n'avait pas quitté le sommet des Alpes et la conduite de son troupeau; et déjà une troupe d'hommes, les plus alertes de l'assemblée, s'étaient précipités par différens sentiers vers la montagne qu'il habite, jaloux de remporter à la fois le prix de la course et celui d'une bonne nouvelle. »

\*

Kasthofer hat seine »Bemerkungen auf einer Alpen-Reise« erst nach stark zwei Jahren in den Druck gegeben, und sein Buch zeigt denn auch alle Vorzüge der Reife. Der Verfasser erweist sich als ein vielen Interessen offener — also keineswegs beschränkter — wohl aber klug auf sein gestecktes Ziel sich Beschränkender. Er ist bedacht, das Volk zur tätigen Förderung seines leiblichen und geistigen Wohles anzuregen und es hinzulenken auf kluge Berücksichtigung der Gegebenheiten seiner Lage. In seinen Vorschlägen bewährt er sich als belesen, erfahren und weitblickend.

Er redet nicht von allem, was ihm unter die Augen kommt, dafür aber mit Einsicht und Glück von dem, was er versteht. Er redet als gebildeter und erfahrener Fachmann klar und einfach. Als Christ fühlt er sich verpflichtet zu helfen, als Reformierter verpflichtet, mit der Tat zu helfen. So ist sein sehr wertvolles Buch entstanden.

Die Glarnerlandreise des bernischen Oberförsters *Karl Kasthofer* fällt in die Mitte des August 1822. In Gesellschaft ungenannter Be-

kannter marschierte er am 13. über den Prigel ins Klöntal und nach Glarus. Hier dürfte er sich nur ganz kurz aufgehalten haben, zog es ihn doch nach Mollis, wo er während 2—3 Tagen Gast »des verehrten Zeugherrn (Kaspar) Schindler« war. »Um die einförmige Fahrt auf dem Wallensee zu vermeiden«, wählte der Berner zum Verlassen des Landes »den Weg über den Kirenzenberg«.

Vermutlich war es nicht so sehr die Einförmigkeit der Seefahrt als vielmehr der Wunsch, aus näherer Distanz zu beobachten, was ihn diesen Weg einschlagen ließ. Wie im Vorbericht zu lesen ist, bildeten auf dieser Reise »die landwirthschaftlichen Verhältnisse, auf denen der Wohlstand und auch die Sittlichkeit der Bewohner unsers Hochgebirges beruht, die Forstwirthschaft in ihren allgemeinen Beziehungen auf die Landeskultur, und die Möglichkeit des Anbaus und der Bewohnung oder der bessern Benutzung der hohen Alpenregionen, das vorzüglichste Ziel der Beobachtung und des Nachdenkens«.

Schon im Klöntal vermißte Kasthofer sowohl Ansiedlungen als Versuche landwirtschaftlicher Kultur »des anmuthigsten Thales«. Aber auch die Allmenden der Talfläche zeigen noch zuviel wüstes Land: der Futterkräuterbau könnte hier von großem Nutzen sein. Allerdings setzt der Anbau *dieser* wüsten Felder wie auch des Landes bei der Linthkolonie gehörige Düngung voraus. Leider fand er die Waldungen nicht so behandelt, daß sie zur Düngervermehrung dienen konnten, und überhaupt die Forstwirthschaft in bedenklichem Zustand. Statt der mit unnützem Gebüsch bedeckten Hänge des Kerenzerberges sähe der Forstmann und Wirtschaftskundige dort lieber zahlreiche Edelkastanienbäume. »Müllhorn soll schon für 100 Louisd'ors Kastanien in einem Jahre verkauft haben, wo die Erndte dieser Frucht reichlich ausfiel«. Getreidebau oder landwirtschaftliche Industrie war auf der Höhe des Kerenzerberges nicht sichtbar; »destomehr Fabrikindustrie, da beinahe in jedem Keller des Dorfes Frauen oder Mädchen mit Weben feiner und künstlich gebildeter Leinwand beschäftigt waren«. Zwar hatte Kasthofer in der Nähe des Fleckens Glarus große Pflanzungen an Kartoffeln, Flachs, Hanf, kleinere an Getreide gefunden; der Flachs aber, der hier oben verarbeitet wurde, war meistens fremdes Produkt. Sehr schade sei, klagt der Verfasser, daß die Unternehmungslust nicht solche Verhältnisse korrigiere. Mit Bedauern stellt er fest: »Große Flachspflanzungen sind auch da selten, wo die lebhafteste Leinenfabrikation ist, und die Natur des Landes sich zu dessen Anbau eignen würde«. »Aber wie überall,



so wird auch hier der Aermere nichts Neues versuchen, und die Industrie des reichern Glarner wird nicht von der Landwirthschaft, sondern vom Handel und den Fabriken angesprochen, die größere, wenn gleich nicht so sichere Gewinnste geben«.

Wie groß der Unterschied des Charakters zwischen einem Glarner oder Appenzeller einerseits — und z. B. dem Berner Oberländer andererseits, und dies besonders, wenn man bei beiden Parteien weniger den gemeinen Mann als den Wohlhabenden und Angesehenen vergleicht! Es herrsche in Glarus und Appenzell »ungleich mehr Wohlstand als im Berner Hochgebirg, und ohne Vergleichung eine höhere Geistesentwicklung«. »Der reformierte Glarner soll schlau, erfinderisch, thätig, unternehmend, und gebildeter seyn als der Unterwaldner und Schwyzer«.

Außer den genannten Gegenständen sind es noch die Milchkammern auf den Alpweiden des Klöntals und im Zusammenhang damit die Ziegerfabrikation, sowie letztlich das Linthwerk mit der Linthkolonie, welche das gemeinnützige Interesse Kasthofers in Anspruch nehmen. Nebenbei kommt dann noch kurz eine künstlerische und eine andere, konfessionelle Angelegenheit zur Sprache. Jene betrifft das Geßnerdenkmal im Klöntal, das »in der That wohl nirgendwo im Alpengebirg in so romantischer Umgebung der Natur hätte errichtet werden können. Nur schade, daß das Denkmal von keinen Wohnungen zufrieden und einfach lebender Hirten umgeben ist! Einsam, verlassen und unbegriffen steht es hier, und erinnert unwillkürlich an die Stimme des Weisen in der Wüste.«

Die konfessionelle Angelegenheit betrifft die »große Volksbewegung vor wenig Tagen« wegen des plötzlichen Verschwindens der Söhne eines aus den Niederlanden zurückgekehrten reformierten Glarner, der eine Katholikin geheiratet hatte, welche nun der reformiert erzogenen Söhne wegen vom Priester in Glarus geängstigt wurde. Für den evangelischen Kasthofer war es eine mächtige Genugthuung, daß dank des energischen Auftretens der Glarner die Söhne unverzüglich wieder auftauchten.

Die fruchtbare Kritik, die der bernische Reisende den Lesern seines Buches unterbreitete, mußte ihnen dieses wertvoll machen. Zugleich bot es in guter Sprache so glückliche Reflexionen, daß die Lektüre zum Genuß ward. Noch zwei Dezennien später zog Oswald Heer es zu Rate bei der Abfassung seines Anteils am »Gemälde des Kantons Glarus«.

Insofern als *Hirzel-Escher* — von unserem Standpunkt aus gesehen — als »Entdecker« der Route von Schwanden durchs Niedertal über den Durnachtalergrat nach Linthal und jener zweiten von Linthal über die Brächalp und den »Faulen« ins Bisis- und Muothatal anzusprechen ist, verdiente seine Beschreibung der beiden Touren unverkürzt wiedergegeben zu werden. Da andererseits diese Beschreibung seitenweise Geognostisches, d. h. veraltete Wissenschaft enthält, ist Kürzung trotzdem geboten.

Verglichen mit dem ähnliche Interessen zeigenden Escher erweist sich Hirzel als der ängstlichere Tourist, als der weniger gewandte Stilist. Dafür, daß er weniger ausschließlich als Escher sich in seinem Reisebericht einzig der Wissenschaft verschreibt, sind wir ihm dankbar.

Ausgerüstet mit Bergschuhen, Alpenstock, Barometer und Hammer bestieg Hirzel am 11. September 1823 vom Wäggitäl aus den Redetenstock oder Mutteriberg (im »Gemälde«: Rädertenstock), wandte sich dann hinunter ins Klöntal und langte mit einbrechender Nacht in Glarus an, wo er erfuhr, daß »die zwei besten Gernsjäger und Führer nach dem Glärnisch« — Joseph Hösli genannt »Puckel« und Andreas Stüßi z'Birg, d. h. auf die Jagd gegangen seien; daß er zudem eine Besteigung des Glärnisch vom Klöntal aus hätte unternehmen sollen.

Den ursprünglichen Plan abändernd, entschloß sich Hirzel, nun unter Führung des alten Gernsjägers Iselin, und weiter in Gesellschaft eines Tagelöhners aus Zürich, als wohlfeilen Trägers, die Freiberge zwischen dem Klein- und dem Großtal zu besuchen. Am 12. September früh wurde aufgebrochen und von Schwanden aus der Aufstieg durchs Niedertal unternommen. Auf Mettmen, der mittleren Niedernalp, erlaubten sich die Touristen, in Abwesenheit aller Hirten einige Kühe selbst zu melken. Eine Stunde oberhalb der Sennhütten auf Oberstafel wurde Halt gemacht, »theils um den Barometer zu beobachten, der 7100 Fuß über Meer zeigte, besonders aber um den herrlichen Anblick der ringsherum aufgetürmten Gebirge zu genießen«.

In der öden Wildnis des bald nachher erreichten Durnagelgrates jagten die Bergsteiger »ganze Scharen von weißen und grauen Schnee- oder Streichhühnern, die weniger flogen als sprangen«, vor sich her. Schwer vermißte dagegen besonders der alte Iselin jene Rudel von Gernsen, die er in früheren Zeiten mit Sicherheit hier anzutreffen gewußt hatte. Vor allem in der Unordnung der Revolution — so er-

klärte er dem Zürcher Herrn — wäre dem Jagdverbot nicht mehr nachgelebt worden; aber auch jetzt, ungeachtet der hohen Bußen, würde noch viel gefrevelt. Der steile Abhang des Durnageltales lieferte Hirzel ein auffallendes und belehrendes Beispiel, wie die Holzbekleidung, solange man sie nur schonend benutzt und nicht ganz oder größtenteils wegschlägt, auch die steilsten Gehänge samt den darauf ruhenden Alpenweiden vor dem Ruine bewahrt.

Gerade vor einbrechender Nacht erreichten die Touristen Linthal, wo sie sich »in dem guten Wirtshause des Herrn Legler« einquartierten. Die Liegenschaft, die wir gewohnt sind »Secken« zu nennen, heißt Hirzel »Säggen« und will den Namen ableiten »von den nahe dabei liegenden Sägemühlen«.

An Stelle des alten Iselin trat für die Tour ins Bisis- und Muothatal der von zwei im »Säggen« zufällig anwesenden geistlichen Herren empfohlene Schuster und Gemsjäger *Obrecht* aus Luchsingen. Am Morgen des 13. September stieg man »in nordwestlicher Richtung, sehr steil längs dem Braunbache hinan, auf dem Wege der nach der Stachelberger Heilquelle führt, und den schwindlichte Personen nicht betreten müssen, da er an kahlen Felswänden und auf schmalen Treppen ohne Lehnen über ziemlich tiefe Abgründe hin führt. Man kommt in einer halben Stunde zu der etwa 900 Fuß über dem Talgrunde gelegenen bekannten Heilquelle. In einer ausgesprengten Felsenhöhle, die mit einer Türe verschlossen ist, fließt sparsam ihr Wasser aus einer in eine Felsenritze eingepaßten Röhre, nicht viel stärker als aus einem hier gebräuchlichen Handgießfasse, in ein kleines Bassin, von wo es durch eine Röhrenleitung aufgefaßt in den Talgrund hinabgeführt wird, daselbst aber ganz verdorben und kraftlos anlangt, weil wahrscheinlich die Leitung Fehler hat, so daß alles in Buteillen zu versendende Wasser von einem dazu bestimmten Manne an der Quelle selbst gefaßt und auf dem mühsamen und gefährlichen Wege auf dem Rücken hinunter getragen werden muß. Es scheint dem mit Mühe und Gefahr an diese Stelle gelangten Reisenden unglaublich, daß ein Mann mit einer Last von dreißig bis fünf und dreißig gefüllten Flaschen, die also bedeutend mehr als 100 Pfund wiegen, drei male täglich diesen Weg machen könne; er hat nämlich an diesem sparsam fließenden Brunnen zwei volle Stunden mit Füllung der 35 Flaschen zu tun. Die Quelle liegt 2910 Fuß über Meer und ihr Wasser hat eine Temperatur von +70 Reaumur; es war von etwas gelblich grüner Farbe, und sein Geschmack an der Quelle selbst nicht so widrig, wie aus den längere Zeit verschlossen gewesenen Flaschen.«

Von der Quelle gelangten die Touristen über die untere auf die obere Brächalp, wo in einer der »schönsten, neu erbauten Sennhütte des Glarnerlandes ein kräftiges, munteres und gesellschaftlich unterhaltendes Hirtenvolk« die Gäste mit einem vorzüglich schmackhaften »Rührum« bewirtete. (Hirzels »Rührum« ist dasselbe wie das urchiglarnerische »Ghium«.)

Viertelhalb Stunden nach Verlassen der obersten Hütten der Brächalp stiegen die Touristen endlich auf den Schichten-Köpfen des Kalksteins »wie auf einer sehr unbequemen Treppe, deren Stufen wenige Zoll breit und zwei bis vier Fuß hoch sind, hinan bis auf den höchsten Punkt«, den Hirzel zu seiner Freude als die Spitze des von den Zürchern »Riseltstock« genannten Berges agnoszierte. Ein Schwyzer Gemsjägerklärte ihn am Abend dieses Tages dahin auf, »daß nur die wenig unterrichteten Glarner diesen Berg den *Faulen* nennen, daß aber seine Höhe noch zum Kanton Schwyz gehöre und eigentlich Griselt- oder Griseltenstock hieße«. Hirzel möchte vorschlagen, daß auf Landkarten und auch sonst die Berge jenen Namen erhalten, den sie im zugehörigen Lande tragen.

Gefährlicher als der steile Aufstieg auf den eine herrliche Aussicht bietenden Faulen-Rieselstock war der den Blick in eine schauerliche Tiefe führende Abstieg. »Deßwegen mußten wir doppelt auf der Hut sein und jeder dem andern ganz nahe folgen. Da wo die Schichtenköpfe, die unsere Stufen bildeten, so breit waren, daß wir den halben darauf absetzen konnten, ging es noch ordentlich; aber oft war an der kahlen Felswand 5 bis 6 Fuß hoch kein solcher Tritt zu finden. Dann mußte der vorangehende Führer seinen Stock fest an den Felsen stämmen, oder die Spitze desselben in eine Felsritze zu stoßen suchen, und uns nachfolgenden auf diese Art einen Tritt zu verschaffen suchen.« Hirzel, als Barometerträger, war besonders froh, als man etwa nach einer Stunde das Schlimmste zurückgelegt hatte.

Bei der Hütte der Alp Bärensol stießen die Touristen zu ihrer Freude endlich wieder auf Hirten und Herden, und Obrecht, der grundlegliche und bescheidene Führer, konnte nun verabschiedet werden. Diesen Abstieg nicht, wohl aber den Aufstieg auf den Faulen hatte Obrecht nach Zeugnis der oben erwähnten geistlichen Herren im Laufe eben dieses Sommers verschiedentlich unternommen, und zwar als »sonntägliche Lustpartie« mit ganzen »Gesellschaften von Talbewohnern, unter denen sich auch Weiber befunden«.



*Hans Ezold*, ein Landwirt wendischen Ursprungs aus Altenburg an der Pleiße, unternahm seine Fußreise in die Schweiz als ein Vierziger, im Sommer des Jahres 1825, und zwar nicht ohne zuvor sich von *Fellenberg* in *Hofmühl*, der ihn 1819 in Altenburg besucht hatte, Adressen in der Schweiz verschafft zu haben, wo er des berühmten Berners Empfehlungen vorweisen konnte. In seinem Schreiben charakterisiert Fellenberg den Altenburger als besonders für landwirtschaftliche und pädagogische Einrichtungen sich interessierenden Lernbegierigen, der ihm selbst gastlich-liebevolle Aufnahme geboten habe, und für den er freundliche Förderung erbitte. »Wo meine Freunde und Bekannte einen Gegendienst der Art von mir wünschen, werden sie mich erfreuen, denselben von mir zu verlangen.«

Ezold gibt in seinem Reise-Tagebuch den Rat: man reise nicht in Gesellschaft, sondern womöglich ganz allein! — und er hat auf seiner Schweizerreise diesen Rat befolgt. In seinem Ränzel führte er Glutzens »Handbuch für Reisende in der Schweiz« (IV. Aufl., Zürich 1818) mit, und orientierte sich an der »sehr schönen, instruktiven Kellerschen Karte«. Auch die Ebel'sche Beschreibung des Glarnerlandes scheint er gekannt zu haben. Als übrigen Inhalt seines Ränzels zählt Ezold auf: »ein blauseidener Regenschirm, ein Perspektiv, ein Thermometer, ein Portefeuille von rothem Saffian, ein Etui u. s. w. und einige Kupferstiche.« Unter dem »u. s. w.« dürften Wäsche und Toilettengegenstände zu verstehen sein.

Der Reisende betrat unser Land erstmals bei Bilten, am 27. August 1825, und erlebte auch gleich eine Enttäuschung, indem trotz des vorgewiesenen Empfehlungsschreibens der dortige junge Pfarrer ihm zwar eine Unterredung gewährte, aber wahre Gastfreundschaft zu üben nicht gewillt war. Ezold erklärt, daß er Gastfreundschaft »bei den höheren Ständen der Schweiz so selten gefunden habe«. Im kurzen Gespräch mit dem Biltener Pfarrer (*J. R. Schuler*) erfuhr er zu seiner Verwunderung, daß hier nicht wie in seiner Heimat ein Konsistorium, sondern daß die Gemeinde selbst sich Pfarrer und Lehrer bestellt, und daß, sobald einmal ein Vertrag mit einem Pfarrer abgeschlossen ist, die Gemeinde kein Recht mehr hat, »solchen ohne erhebliche Ursachen wieder aufzuheben, welches Recht jedoch dem Pfarrer zusteht«.

Nach dreistündiger Fußwanderung gelangt Ezold noch am Abend des gleichen Tages nach Glarus, dessen Lage am Fuße »gigantisch-pyramidalen Gebirgsstöcke« ihn auch deswegen stark beeindruckt,

weil »man in dem engen Thale kaum einige Quadrat-Ruthen Himmel über sich erblickt«.

Da anderntags Sonntag war, gedachte der Lutheraner, »einmal einem reformierten Gottesdienste beizuwohnen«. Der noch junge Geistliche (Pfarrer Joh. Heinr. Heer 1787—1835) »der alten, gothischen Hauptkirche zu Glarus... hielt eine Predigt über das Thema: die Freiheit des menschlichen Geistes beruht in dem Glauben an Jesus und die Religion, und in Beherrschung seiner selbst. Die Rede war nicht nur ganz logisch und populär, ohne alle Citationen und Allegorien, sondern sie wurde auch mit so viel Anstand und Wärme vorgetragen, daß ich gegen meine Absicht bis ans Ende derselben festgehalten wurde.« Die »ganz vernunftgemäße Handlung der reformierten Gottesverehrung« findet Ezold der katholischen völlig entgegengesetzt. Dies sei unstreitig die Mauer, welche sich selbst in den paritätischen Cantonen zwischen beide Confessionen stellt und keine Annäherung derselben zuläßt.

In den Dörfern südlich von Glarus fand der Reisende, da es Sonntag war, »die Landleute in Gruppen vor ihren Häusern versammelt. Alle waren nett und reinlich gekleidet, und so sehr ihnen auch meine Kleidertracht auffallen mochte, so waren sie doch immer artig und freundlich gegen mich. Bescheiden und gefällig beantworteten sie meine Fragen, und verhielten sich ganz ruhig, während ich mit ihnen sprach. Die Munterkeit und frohe Heiterkeit im Betragen, das trauliche Zusammensitzen der Greise mit den Jünglingen und Mädchen, und die blühende Gesichtsfarbe der jungen Leute hatten einen solchen Reiz für mich, daß ich oft Mühe hatte, mich von diesen Gruppen loszureißen.« Mit der Versicherung ihres »ruhigen Verhaltens« spendet Ezold den glarnerischen Landleuten hier insofern ein besonderes Lob, als er in Stuttgart Veranlassung gefunden hatte, das mutwillige Frauenvölkchen, das ihn ungeniert befragte, zu fliehen.

Am nächsten Tage führte eine vierstündige Wanderung durchs Großtal den Fremden nach Linthal, wo er in dem von einem Rats Herrn und dessen in einem Institute erzogener, gebildeter Tochter, vorzüglich geführten Wirtshaus, ein »sehr gutes Mittagessen« zu sich nehmen und vor Antritt der Tour nach der Pantenbrücke sich etwas ausruhen konnte. Das furchtbare Gewitter, das ihn nachher überraschte, zusammen mit der gleich zu erwähnenden unheimlichen Nacht in der Aelplerhütte ob dem Klöntal, zählte Ezold unter die »merkwürdigsten und schönsten Augenblicke« seines Lebens.

Am Morgen nach der, infolge Uebermüdung gelegentlich der Pantenbrücke-Tour, schlaflosen Nacht, verließ Ezold das ebenso gut als

billig geführte Wirtshaus in Linthal, um über den Klausenpaß in die Urschweiz zu gelangen. Aber schon am 25. September wieder wandte er sich den glarnerischen Marchen zu und befand sich zur Zeit des Sonnenunterganges auf der Höhe des Pragelpasses. Netstal war noch weit — es galt eine Unterkunft zu finden. Schon wollte Ezold in einer weiter unten gelegenen, leerstehenden Hütte Quartier beziehen, als ihm einfiel, daß er »im Canton Glarus, und zwar in der Gegend sei, in welcher sich den jetzigen Sommer hindurch wütende Füchse gezeigt hatten, gegen welche sogar die glarner Regierung Maßregeln zu nehmen sich genötigt gesehen hatte«. Trotz großer Müdigkeit ging er weiter und verirrte sich in der Dunkelheit eines Waldes gründlich. Zweimal begegneten ihm finstere Gestalten, zweifellos Holzer, die um den Weg zu fragen er allen Mut zusammennehmen mußte. »Jedoch unser verschiedenes Deutsch machte es uns so schwer, einander zu verstehen, daß wir unsere Fragen und Antworten oft mehrere male wiederholen mußten«. Endlich gelangte Ezold zu einer von einem Bergbauern, dessen Frau und zwei Kindern bewohnten Hütte, in der zu übernachten ihm bereitwilligst zugestanden wurde. »Kaum hatte ich meinen Ranzen abgeschnallt und neben mich hingelegt, so fielen die beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von 14—16 Jahren, über denselben her und durchsuchten mit kindischer Freude alle die schönen Sachen die ich bei mir führte, und von welchen sie, ihrer Unbedeutendheit ungeachtet, bis jetzt kaum eine Ahnung gehabt haben mochten.«

Die Hütte selbst bezeichnet Ezold als »elend«. Nicht viel besser als diese ihre Wohnung sei der Bewohner Nahrung. »Kartoffeln und Zieger, ohne Brot, Salz und Schmalz, ist ihre tägliche Speise, und einige Stückchen Leinwand machen ihre ganze Kleidung aus«. Zu der gewohnten Reinlichkeit der Schweizer stand der Schmutz des ihm am Boden zubereiteten Nachtlagers in größtem Kontrast. Von den ihm angebotenen Kartoffeln und Zieger wagte der Gast nicht zu essen aus Besorgnis, es möchte ihm unwohl machen. Zum Hunger gesellte sich das Unbehagen, das ihm der ihn unverweilt beobachtende Aelpler, sowie die Erinnerung an die zwei finstern Gestalten bereitete. Was ihn aber vor allem schlaflos hielt, waren die »wenigstens 10 000 Schock Flöhe«, die aus der schmutzigen Bettdecke über ihn herfielen.

Als es Tag war und Ezold sich nach seiner Schuldigkeit erkundigte, erkannte er erst, wie ehrliche Leute seine Wirte waren, nahmen sie doch für Milch und Nachtlager keine Entschädigung an, und nur im Rücken des Vaters konnte er dem Mädchen ein Fünfbatzenstück

in die Hand drücken. »Schon hatte ich mein Ränzchen aufgeschnallt und war im Begriff Abschied zu nehmen, als mich der Alte mit etwas beängstigender Miene fragte, ob ich schreiben könne. Als ich dies bejahete, brachte er ein zusammengerolltes Blatt Papier aus der Tasche« — eine Quittung über 50 Kronenthaler — »und bat mich, seinen Namen darunter zu schreiben.« Das war es, was ihn am Abend zuvor so beschäftigt, und weshalb er mich so examinierend betrachtet hatte. »Obwohl ich es hier gewiß nicht besser fand als Odysseus bei seiner Einkehr bei dem Schweinehirten, so tat mir doch die Gastfreundschaft dieser Leute wohler, als wenn ich an reich besetzter Tafel geschmaust oder in weichen Betten geschlafen hätte.«

Da Ezolds Kasse am Versiegen war, da er das am 30. September in Rorschach abfahrende Dampfschiff benützen wollte und mußte, hieß es auf einen Besuch der Linthkolonie, an deren Leiter, Erzieher Lütshg, er einen Empfehlungsbrief besaß, verzichten. So schlug Ezold von Netstal aus den Weg nach Mollis ein, wo er bei dem Fabrikherrn *Dietrich Schindler* vorzusprechen gedachte. Aber dieser war eben nach Glarus gefahren, zur Teilnahme an der Gerichtssitzung in Sachen der berüchtigten Kriß Hans und Klara Wendel. Als Schindler des Nachmittags gegen 4 Uhr nach Hause kam und das dort abgegebene Schreiben gelesen hatte, kam er sogleich selbst zu Ezold in den Gasthof und gab ihm hier »alle Beweise ächter Gastfreundschaft« — wodurch er das Verhalten des Biltener Pfarrers aufs schönste korrigierte.

Von Mollis aus ging Ezold entlang dem alten Flußbette der Linth und wandte sich dann nach Weesen, wo ihm Stellen gezeigt wurden, »wo noch vor vier Jahren die größten Schiffe des Sees anlegten, die jetzt gänzlich vom Wasser befreit und zu den schönsten Gärten umgeschaffen sind«. Die Linthkorrektur, sagt er, wird der schweizerischen Eidgenossenschaft »nach Jahrhunderten noch zu Ruhm und Ehre gereichen«.

\*

In ihren »Lettres sur la Suisse par M. M. de Golbery & Engelmann, accompagnées de vues dessinées d'après nature par Mr. Ville-neuve« erweisen sich die drei Franzosen als Reisende von der besten Art, die mit kunstgeübtem Auge der Landschaft Schönheit genießen, die gleichzeitig reif und unbefangen genug sind, den *Menschen* und nicht dessen Kleid als Wesentliches gelten zu lassen. Für sie, sowie für ihren Richisauer Gastgeber *Gallati*\* ist es gleichermaßen

---

\* Rudolf Gallati (1775—1836), Katholik, Sohn des Ratsherrn Joseph Adam Gallati von Netstal.



ehrenvoll, daß sie als Exponenten so verschiedener Welten gegenseitig ihren wahren Wert erkannten. Trotzdem die Zeilen wenig handgreifliche Neuigkeiten enthalten, möchte man sie nur ungern missen. Immerhin: da Villeneuve eben an der Stelle zeichnete, wo Suworows Kriegskasse in den See versenkt worden sein soll, können zukünftige Schatzgräber an seiner Zeichnung sich orientieren, wo sie suchen müssen.

Der zwölfte der in Rede stehenden Reisebriefe wurde von *Golbery* am 29. Juli 1826 im Chalet de Richisau geschrieben, während eines Tages, wo vom Morgen bis zum Abend unfreundliches Nebelreiben herrschte.

« Il fallait donc chercher, dans le chalet et en nous-mêmes, quelques moyens de passer le moins tristement possible cette longue et maussade journée. Nous avons déjà une excellente ressource à cet égard, dans le caractère de notre hôte, ce bon Rodolphe Galatin, dont je vous ai parlé, Madame, dans une lettre précédente... Le brave homme employa tous ses soins à nous distraire, et ce fut en nous occupant de lui, de la vie qu'il mène au chalet, et des soins et des travaux qui la remplissent. »

In jenem Schreiben vom Vortage heißt es: « Quoique l'hospitalité ne soit pas une vertu dans ces montagnes... je dois aussi de mon côté acquitter ma dette envers notre hôte; mais je n'ai pour cela d'autre moyen que de vous nommer ce brave homme, Rod. Galatin, de Glarus. Encore ignorera-t-il toujours ce simple hommage que je lui rends, et jusqu'au tendre souvenir que je lui conserve. Heureux toutefois, heureux ces hommes de la nature, dont ce vain bruit que nous appelons la renommée ne peut percer la solitude, pour lui la gloire même est sans échos, et dont la vie, cachée dans le désert, demeure impénétrable aux vertus, comme aux vices de notre monde. »

Des Franzosen Abschied von Gallati, und ihre weiteren Erlebnisse sind beschrieben in zwei aus Glarus und Linthal datierten, an aufeinanderfolgenden Tagen verfaßten Briefen.

30. Juillet: « La solitude excerce sur les cœurs des hommes qu'elle rassemble une sorte d'attraction qui les rapproche, qui les pénètre en quelque sorte, au point qu'après un jour et deux nuits passés au chalet de Galatin, il nous semblait que nous y avions longtemps vécu, et que nous étions pour lui de vieux amis. Il voulut nous accompagner jusqu'aux limites de sa propriété. La nous dîmes adieu avec une émotion qu'il partagea; nous nous serrâmes encore une fois la main, en nous promettant de ne pas nous oublier, et même

de nous écrire; et si jamais ces lignes, que je trace pour lui, en vous les adressant, parviennent jusqu'au fond de sa retraite, il verra que dans cet autre monde où je vis, et qui est si différent du sien, j'ai gardé ma promesse, aussi bien que son souvenir. »

Klöntaler Bauern, die die beiden Franzosen später den See und die ganze Landschaft so eingehend sich betrachten sahen, bildeten sich ein, die Fremden forschten nach verborgenen Schätzen. « L'un d'eux nous apprit alors, qu'en ce même endroit où nous étions arrêtés, un mulet chargé d'une partie de la caisse de l'armée russe, était tombé dans l'eau, et s'y était englouti avec son précieux fardeau. Quelque temps après, la caisse fut aperçue au fond de l'eau, par un des hommes occupés à diriger les bois qu'on fait flotter sur le lac et dans la Löentsch, jusqu'à Glarus; cet homme parvint à l'enlever au moyen de sa longue perche munie d'un crochet; mais au moment où il croyait l'amener sur le rivage, surpris par l'arrivée imprévue de quelques-uns de ses camarades avec lesquels il ne voulait pas partager son trésor, il la laissa retomber à sa place pour l'y reprendre plus tard. Le mouvement irréfléchi d'une avidité mal entendue fut puni, comme il devait l'être; la caisse abandonnée à elle-même glissa dans un nouvel abîme, où elle n'a plus reparu... »

Daß die verwöhnten Künstler aus Paris das Geßnerdenkmal und der Ort, wo sie es entdeckten, doch zu primitiv anmuteten, können wir verstehen, ohne deswegen ihre Ansicht völlig zu teilen. Gerne glauben wir aber ihrer Versicherung, daß Alt-Glarus sich 1826 präsentierte als »un très-beau bourg, auquel il ne manque qu'une enceinte fortifiée, pour être une charmante petite ville gothique«.

Von der Route durchs Großtal nach der Pantenbrücke («ce site épouvantable») bemerkt Golbéry: « Il faudrait s'arrêter ici chaque pas, si l'on voulait dessiner tout ce qui s'y trouve d'admirable. »

\*

Der Engländer *Charles Joseph Latrobe* (1801—1875), höchst wahrscheinlich westschweizerischer Herkunft, wurde 1851 Gouverneur von Victoria (Australien). In seinem äußerst beliebtem Buche: »The Alpenstock« (London 1829) widmet er auch dem Glarnerland ein paar wenige Seiten. Er betrat es vom Walensee her über den Kerenzerberg, in der zweiten Hälfte des Oktober 1826. Latrobe ist vor allem offen für die Schönheiten der Natur, und so nimmt denn die Wiedergabe der Eindrücke seiner Wanderung über den Kerenzerberg und jener durchs Klöntal und über den Pragelpaß den Hauptraum der

Schilderung ein. Schade, daß er sein Absteigequartier in Glarus nicht nennt und nicht etwas näher auf dessen merkwürdige Innenarchitektur eingeht, deren angedeutete Sonderbarkeit ihn ans »Castle of Saint Anne« erinnert.

\*

Seinen »Impressions de Voyage« (Paris 1833, 1834) zufolge hat *Alexandre Dumas* (1802—1870) im Sommer des Jahres 1832 auch unserem Lande die Ehre seines Besuches erwiesen. Die uns vorliegende Ausgabe der »Impressions« ist 1861 bei Lévy-Frères, Paris, erschienen. Aus S. 287 des zweiten und S. 66 des dritten Bändchens geht hervor, daß, wenn Dumas nicht zufällig bei einem sonntäglichen Schießen in der Urschweiz den Prosper Lehmann aus dem Glarnerlande angetroffen hätte, er kaum dahin gekommen wäre.

Mit einem in Rapperswil gemieteten Cabriolet will Dumas zwischen Weesen und Näfels »entre un précipice de quinze cents pieds de profondeur et une montagne presque à pic« gefahren sein.

Da Prosper Lehmann nicht in Glarus selbst, sondern in dessen näherer Umgebung wohnte, verweilte der Gast nur so lange in Glarus, »que le temps de regarder les peintures à fresque qui ornent une maison en face de l'auberge, et qui représentent un combat entre un croisé et un Sarasin, une femme, jetant un bouquet par une fenêtre, et un lion debout derrière des barreaux...«

Die Seiten 76 — 90 schildern Vorbereitung und Durchführung einer von Seerüti aus unternommenen Gemsjagd am Glärnisch. Lehmann und Dumas erlegen angeblich zusammen drei Tiere.

In seinem späterhin zu erwähnenden Büchlein läßt sich *Ferguson* wie folgt aus über des Franzosen »Impressions«: »... ein Buch, das, beiläufig gesagt, allerdings angenehm zu lesen ist, wie jedes Buch eines solchen Schriftstellers, mir aber der Nüchternheit zu ermangeln scheint, die einer Reiseerzählung den Anstrich des wirklich Erlebten giebt, und mehr, wenn ich so sagen darf, den Gedanken erregt, daß die Schweiz Monsieur Dumas, als daß Dumas die Schweiz besucht hätte.«

\*

*Alex. Martins* dreibändiges Werk »L'Hermite en Suisse« — eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche in der Schweiz — erschien 1829/30 in Paris. Der Bericht über Martins Aufenthalt bei uns findet sich im zweiten Band und beschlägt nahezu 50 Seiten. Der Verfasser erweist sich darin als äußerst belesen und leider bestrebt,

weniger ein »*tableau fidèle des mœurs*« — wie er versprochen —, sondern vielmehr romanhafte Unterhaltungslektüre zu bieten. Schon in seiner Angabe, daß die Glarner ihre Hexe 1782 *verbrannt* hätten, zeigt er sich als unzuverlässig. Wo er von der Gegenwart berichtet, gerät er vollends ins Schwadronieren. So will er bei der Pantenbrücke einem ihm bekannten Oxforder Studenten begegnet sein, der unter seiner Weste kostbare Manuskripte geborgen und verborgen hielt: «*des lettres de grands hommes de la Suisse: j'ai du Luther, de l'Erasme, du Calvin, du Melancton.*» (!)

Bei Martin sucht der Glarner Gensjäger seinen Standort auf, »*gravissant les montagnes en chantant la chanson du chamois*«. Pasziert ihm hiebei oder bei schwerer Flözarbeit etwas Tödliches, so scheidet er mit der Versicherung des Kollegen, »*on fera sur votre mort une belle chanson qu'on chantera sur nos Alpes*«.

Gemessen daran, daß Martin die Strecke von Walenstadt nach Glarus zweimal und zu verschiedenen Jahreszeiten ausgeführt, und daß er sich in Glarus selber während mehrerer Tage aufgehalten haben will, nimmt sich sein wortreicher Bericht umso ärmlicher aus.

\*

Wie *C. F. Drieling*, »*een Hollandsch Dichter*«, aus Rotterdam in seinem »*Aanteekeningen op eene Reize naar Zwitserland...*«, erzählt, hat er 1829 in Gesellschaft eines jungen Freundes, begleitet von einem Führer aus Zürich, das Glarnerland vom Klausenpaß her erreicht. Sie waren bewehrt mit Bergschuhen und Alpenstock und holten sich — außer bei ihrem Führer — auch Rat in Ebels »*Anleitung*«. Bei der Niederschrift seiner Reiseerinnerungen hat Drieling auch Simonds »*Voyage en Suisse*« benützt. Da die fremden Gäste Samstag, den 25. Juli, noch in Andermatt, am Abend des 26. Juli bereits in Ragaz sich befanden, hat ihr Aufenthalt im Glarnerkaum 24 Stunden gedauert. So wundert es uns nicht, in des Holländers Bericht nur wenig Neues, Selbständiges zu entdecken. Nach land, die Nacht vom Samstag auf den Sonntag mit eingerechnet, der anstrengenden, teils allerdings zu Pferd ausgeführten Tour über den Klausen, kehrten die Reisenden am Samstag abend im Gasthaus »*zum Zecken*« (Secken) an, wo sie ein bescheidenes, aber sauberes Zimmer erhielten, worin außer hölzerner Bank und Tisch ein großer Schrank das alleinige Mobiliar bildete. Dafür ging die Aussicht aus dem Fenster auf »*de rozenverwige ijsvelden van den Dödiberg*«.

Am Sonntagmorgen fuhren sie auf hartem Char-à-bancs über holperige Straßen durchs herrliche, fruchtbare Linthal. Von den manchen



ihnen begegnenden, zur Kirche sich begebenden Frauen in ihren besten Kleidern »waren er geene, die op schoonheid konde roemen«. Die schwarz gekleideten Männer mit ihren hohen Hüten ermangelten nicht der Würde.

Im nicht näher bezeichneten Gasthaus zu Glarus zog das Portrait Eschers von der Linth den Blick des Fremden auf sich.

\*

*Theodor Mügge* (1806—1861), Schriftsteller, Verfasser von Reiseerinnerungen, betitelt »Die Schweiz und ihre Zustände«, war bei uns im Juli 1846, nachdem er bereits andere Länder, Schweden und Norwegen, bereist und seine Eindrücke in je zwei Bändchen herausgegeben hatte. So wundert es uns nicht, ihn als gebildeten, erfahrenen Reisenden kennen zu lernen. Darüber hinaus erweist Mügge sich als selbständiger Freigeist, der wie wenige Reisende auch am »Volk und dessen Leben im Staate« teilnimmt und sich nicht zufrieden gibt damit, daß er wie der große Haufe mit dem benützten »Handbuche und dessen Beschreibungen mehr oder weniger einverstanden gewesen« ist.

Mügge erreichte unser Land über den Pragelpaß. Durchs schmale, liebliche und doch wieder wilde Klöntal marschierend, sah er manche »Holzrutsche« hoch hinaufführen, sah die mächtigen Stämme herabschießen, die nachher auf Wagen geschrotet und auf der wohl erhaltenen Fahrstraße zu einer Sägemühle geführt wurden. Den Hauptverdienst allerdings bot dem Glarner zur Zeit die Fabrikarbeit. Ein alter Mann, mit dem er eine Strecke weit wanderte, meinte: »Wenn wir in Glarus nicht die Fabriken hätten, so würden wir uns untereinander auffressen...« Daraus, daß Oberst Kunz von Zürich die bedeutendsten Spinnereien hier im Glarnerland angelegt hat, schließt Mügge, daß die Arbeitskraft hier noch um etwas billiger sein wird als in Zürich. Die Fabrikleute fand er »oft auffallend bleich, und dünn von Gliedern«, und schreibt dies mit ihrer Ernährung, die hauptsächlich aus der in der Schweiz »meist schlammig und wässerig« gedeihenden »Erdtöffel« besteht, zu. Aber auch die Sennen auf der Sandalp beneidet er nicht. Zur Zeit seines Besuches dort oben weideten darauf 44 Kühe und eine Anzahl Ziegen und Schafe, die für 15—20 Schillinge »von den Pächtern als Pensionäre angenommen werden«. Für eine Kuh entschädigte der Senne den Eigentümer mit 10—12 Thalern und benützte dafür die Milch. Die 44 Kühe gaben täglich zwei Käse zu je 40 Pfund. Der Zentner guter Käse wurde in Glarus mit 16 Gulden bezahlt. Der Monatsertrag ergab also 320 Gulden —

die Pachtsumme für die Sandalp betrug damals 750 Gulden. Bedenkt man, sagt Mügge, die Entsagung und Mühe, die Unberechenbarkeit der Witterung und andere ungünstige Zufälle, die der Senne auf sich zu nehmen hat, so begreift man, daß er bei seinen Pachtspekulationen keine Schätze erübrigen kann.

Nach ihm von den Sennen gewordenen Auskünften gibt Mügge die Erzählung wieder, wonach »vor einigen Jahren ein Mann\*, der ein Gewehr mit Schrot zur Vogeljagd geladen in der Hand trug, plötzlich dicht vor einem fürchterlichen Ungeheuer stand, das er gar nicht kannte. In seiner Angst schoß er sein Gewehr darauf ab und stürzte die Berge hinunter zu Freunden, denen er sein Abenteuer mitteilte. Man eilte hinauf und fand zum allgemeinen Erstaunen, aber auch zur allgemeinen Freude einen großen toten Bären. Die Schroten waren ihm ins Auge gefahren und hatten sein Leben, das sonst so zäh ist, augenblicklich beendet.«

Von der Sandalptour, die ihm den Anblick »eines der herrlichsten, großartigsten Gebirgspanoramen« verschaffte, kehrte Mügge aus der Nähe der Gletscher, an Alpenrosenfeldern vorbei, über die Pantenbrücke wieder ins Tal zurück. Die von ihm erzählte Sage von der Pantenbrücke findet sich bei Blumer und Heer nicht. Vermutlich war sie ihnen zu jungen Datums, ist sie doch möglicherweise erst kurz vor ihrer Mitteilung durch *Pfyffer zu Neueck*, d. h. kurz vor 1838 entstanden. (Katalog d. Landesbibliothek, S. 524.)

Glarus — »eine freundliche Stadt oder vielmehr ein Marktflecken« — besitzt manche schöne neue Gebäude, verrät Ordnungssinn, Wohlstand und »Lust zur Fortentwicklung«. Es sei ein Vorzug vor Zürich, daß hier noch dies und jenes Haus fesselnde Malereien zeige, wie z. B. den wilden Mann. Wie schade, daß Mügge nicht ein paar der vielen, die Riesengestalt erklärenden Sprüche mitteilt. — »An einigen anderen alten Häusern trifft man noch die Pfauenfedern Österreichs in verblichenen Farben, und ritterliche Wappen.«

Wie anders — ruft Mügge aus — ist es doch hier als in Uri und Schwyz. »Wie ist die schaffende Hand des Gewerbefleißes bis tief in den Schooß dieser Felsen gedrungen und hat mildere Sitten, ein regeres Leben, bessere, auf neuen Ideen über menschliche Freiheit begründete Staatseinrichtungen ins Leben gerufen.« In diesen zeigt sich Mügge wohlunterrichtet und er gesteht, die glarnerische sei »eine der vollkommensten Schweizerdemokratien, die ein Geist der Aufklärung und der Humanität durchdringt«. Wie in allen Schweizer Verfassungen, so auch in der glarnerischen, liege

\* Nach Hegetschweiler ein Vetter des großen Thut aus Linthal.

der Hauptfehler in der Menge der Behörden, doch wo *viele* Bürger in Aemtern seien, sei es leichter, oligarchische Aspirationen zu unterbinden. Auch so werde man nicht hindern können, daß eine gewisse Anzahl wohlhabender Familien die Staatsämter teile.

»Das Volk« — urteilt Mügge — »ist offenen Sinnes, lebhaft und fröhlich«. Die Glarner seien auch die besten Kaufleute. Leider hätten sie den Ruhm, auch die besten Flucher der Schweiz zu sein. Man erzählte Mügge diesbezüglich folgende Geschichte: Ein von der liberalen zur klerikalen Partei übergetretener Oberst begann seine Schützenfestrede mit folgenden Worten: »Liebe Freunde und biderbe Eidgenossen — ich bin der Träumer von Solothurn...« weiter konnte er nicht kommen, denn ein Schützenhauptmann von Glarus warf die Kotelette, die er eben zu verzehren im Begriffe stand, dem Redner ins Maul, indem er ihm einen echt glarnerischen Lieblingsfluch zurief: »Wart du ... ich will dich aufwecken!« Ob daraus eine Injurienklage entstand, wußte Mügge nicht; jedenfalls kam es nicht zum Duell, denn in der Schweiz tritt die kaltblütige, rechnende Verständigkeit dagegen auf.

\*

So paradox es sich anhören mag: die Kenntnis des um 1848 in Glarus üblichen Wächterrufes verdanken wir einem Schotten, dem ebenso bedeutenden als beliebten Arzt und Schriftsteller *John Forbes* (1787—1861), der ihn uns in seinem Reisebericht sowohl in deutscher Sprache als auch in englischer Uebersetzung aufbewahrt hat.

Auf seiner in der zweiten Augushälfte des Jahres 1848 unternommenen Nord-Süddurchquerung (Weesen—Klausen) des Kantons Glarus ließ sich der Schotte zwar von Murray (das berühmte, sich auch auf *Latrobe* stützende *Hand Book for Travellers in Switzerland*, 1838) beraten, verzichtete aber nicht darauf, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Und dieses lautete in mehrfacher Hinsicht günstig. Forbes' Empfehlung des Stachelbergs dürfte in England wohl beachtet worden sein, und wie durch die Ueberlieferung des alten Wächterrufes uns, so hat der für vieles aufgeschlossene Arzt schon seine glarnerischen Zeitgenossen durch seinen wohlwollenden Bericht zu Dank verpflichtet.

Forbes und seine Begleiter erreichten, von Wallenstadt her, nach herrlicher Dampfschiffahrt Weesen, wo die Wirtin des Hotels »Schwert« ihnen nach eingenommener Erfrischung zu mäßigem Preis einen Einspanner zur Fahrt nach Glarus und hernach ins Großtal besorgte.

Von der Lage des Hauptortes schreibt der Verfasser: die Stadt ruhe »ganz eigenartig in der Tiefe eines Tales... in etwas grober Sprache möchte man sagen — und mit Recht — daß sie in einem Loch liegt, sofern man es sich erlauben darf, einer so eigenartigen und wunderbaren Gegend einen solchen Namen zu geben«.

In der Stadt Glarus lauten die Abend- und Morgenrufe (des Wächters):

Ich komme auf die Abendwacht,  
Gott gebe euch allen eine gute Nacht.  
Löschet Feuer und Licht —  
Daß euch Gott behüet;  
Losset was ich Euch sage:  
Die Glocke hat zehn geschlage.

\*

Steht auf im Namen Herr Jesu Christ,  
Dieweil der Tag erschienen ist;  
Die Sonne kommt über die Berg' herab,  
Drum wünsch ich allen ein' guten Tag.  
Losset was ... usw.

Zu diesen Versen bemerkt Forbes: »Die Wächterrufe von Chur und Glarus... sind offenbar von irgend einem Reformer der Wächterrufe modernisiert worden. Sie sind aber sehr alt.«

Die Fahrt ins Großtal zeigte dessen Bewohner damit beschäftigt, das zweite Heu einzubringen. Wo das Gras noch nicht gemäht war, stand es in herrlichem Grün. Ebenso wie dieses Grün bewunderten die Reisenden »die Kunst des Mähens, die jede Fläche so glatt und eben erscheinen läßt wie der feinste Rasen vor einem englischen Landhaus.« Getreidefeldern begegnen sie nicht, wohl aber Pflanzungen von Hanf und Flachs.

Die Badeeinrichtung im Stachelberg bestand »aus 24 einfachen Holzbädern, von denen jedes einen Hahn für heißes Wasser und einen andern für kaltes Mineralwasser hat. ... Das Hotel ist behaglich und sauber, und die Wirtin und der junge Wirt — ihr Sohn — sind sehr achtbare und aufmerksame Leute. Ein Aufenthalt hier dürfte nach meiner Vermutung, auch abgesehen von dem Gebrauch der Mineralquelle, höchst wohltuend sein.«

Bei herrlichem Wetter genossen die Reisenden einen Sommerabend in Linthal und hatten das Glück, auch am Morgen für die



Tour über den Klausen wolkenlosen Sternenhimmel über sich zu finden.

\*

*J. v. Weißenfluh junior* (1799—1885), »Strahler« und hochgeschätzter Bergführer aus Mühlestden im Haslital, machte die von ihm beschriebenen Touren über den Panixer- und Pragelpaß als Begleiter eines Leutenant Bürki von Bern. Der Ausdruck Weißenfluhs ist nicht überall schulmäßig-korrekt, verrät aber wertvollere Qualitäten, so des einfachen Mannes rasche Auffassungsgabe und sein offenes Auge für viele Gegenstände. Wie gesund nimmt sich seine natürliche Redeweise aus im Vergleich etwa zu der frisierten eines Büeler.

Leutenant Bürki und sein Führer erreichten den Südwall der Glarnergebirge im August 1850. »Des Herrn Plan war, über den Panixerpaß nach dem Kanton Glaris zu gehen. Der Weg führt anfänglich von Panix durch Welder; algemach verschwindet der Wald, und man betrit die begrasten Alpen. Allmelig komt man zu den Sennhütten. Es herrscht hier die üble Gewohnheit, daß das vich allemal zu den Hütten getriben wird. Der Mist läuft massenwis von den Hütten und erzügt eine Menge von Legerkrut, daß ganze Strecken davon überwachsen werden. Hingegen, wenn die Küh auf ihren Plätzen gemolken würden, fette Waiden erzügen würde. Die Granitfelsen heren algemach auf; Kalkgebürg tritt an die Stelle; bald verschwinden die üppigen, grasreichen Wiesen; an deren Plaz tritt ruches Geröll hervor; endlich höret auch dieses auf; an dessen Plaz treten Schneefelder, wo mitunter kahle Felsblaten hin und wider aus dem Schnee hervortuchen und sich allmelig nach Norden in den Kanton Glarus zieht und sich zimlich stark senkt. Schnel durchschritten wir die Bergabhenge; prechtige Alpen, wohl die schönsten, wo ich je gesehen, große Küh, zog alle Aufmerksamkeit auf sich. Schöne Vorsäs, schöne Hüser, aus Holz gebaut, prächtige Ahoren-Welder, freundliche Menschen, dies alles fanden wir in diesem Thal. Wir namen in dem Dorfe Elm unser Mittagessen.

Jez ging es vorwärts dem Fleken Glaris zu. Der Ochsen-Wirth in Glaris war unser Gutschner, welcher uns rasch vorwärts durch die schlechte Straß Thal abwärts führte. Unterwegs stießen wir auf die Schiffergruben, wo die finen Schribtaflen zu Tusenden verfertigt werden. Es arbeiten ganze Dorfschaften daruf und kente noch doplet sovil daruf verwendet werden. Das Thal senkt sich 4 ganze Stunden bis auf Glaris. Glaris ist ein anmutiger Fleken an der Lim-

mat und am FUSE des Glarisch, mechtiger Kalkberg zwischen Glaris und Schwiz. Uns fielen zuerst die großen Ferbieren ins Auge; die mechtigen Gebäude waren um und um umhangen mit geferbten Tüchern. Bald sahen wir das rege Leben von Menschen von jedem Alter und Geschlecht, die eben, da es abends 6 Uhr war, aus den Fabriken theils nach Hus, theils in ihre Kosthäuser wanderten. Jedes Kind grüßt den fremden Reisenden und hebt ehrbietig das Käpli ab. Morgens früh wekten uns die Hammerschlege von Keßleren und Schmiden aller Art und wir sahen bald ein, daß wir uns am Abend nicht getuscht hatten, in einem gewerbflissigen Orte eingezogen zu sin.

Am Morgen 8 Uhr verließen wir diesen gewerbrichen Ort. Der Reiseplan war uber Klöhnthal und Bragelpaß in Kanton Schwiz. Schwülle Regenwolken ruhten an den Bergen; wir kehrten unser Bestimmung zu das Thal einwärts. Aber von einem ungeschikten Glarner irrig gewisen, kamen wir in einen großen Wald, wo wir uns dermaßen verirten, daß wir uns erst in 2 Stunden schweißtreifend an der Ausmündung des Klöhnthal-Sees wider auf der rechten Ban befanden. Wir schritten schnell entlang dem  $\frac{3}{4}$  Stund langen, und  $\frac{1}{4}$  Stund breiten Klöhn-See thaleinwärts. Hier an den grünen Ufren herrschte Todesstille. Nur am Ende des Sees ist eine Barke angebunden und ein Köhler Familie tribt hier sin gespensterartiges Unwesen.

Bald gelangten wir an den Bergabhang, wo der Berg allmelig sine Stigung annimmt. Hir ist eine Wirthschaft; wir einkehrten; aber unfreundlich war die Wirthin; sie flikte einen alten Kitel, und wenn wir nach dem Wege fragten, so gab sie uns wenig oder keine Auskunft. Wir waren so frey, ihr zu bemerken, daß sie das Kleid ein wenig bey Siten legen und mit uns reden möchte; es blib aber bey dem Alten. Nicht mit großer Wehmut verließen wir dieses unfreundliche Mensch, giengen mit langen Gesichtren vorwärts. Prechtige Matten, große Ahoren-Welder, deren Ansicht prechtig war, entschlednete uns wider für die Unfreundlichkeit der Wirthin.«

\*

Schon die Tatsache, daß *Robert Ferguson* seine Tour von Muothal über den Pragelpaß in der zweiten Septemberhälfte des Jahres 1852 in Gesellschaft zweier zufällig ihm begegnender deutscher Studenten unternahm, spricht für seine unbefangene Selbständigkeit, welche ihn — wie solches auch aus andern Stellen seines Büchleins hervorgeht — sichtbar über den Durchschnitt seiner (alle Deut-

schen sonst meidenden) Landsleute hinaushebt. Auch schon das, daß er das *Glarnerland* besucht, scheint ihn vor andern auszuzeichnen, sagt doch Ferguson selber bei Gelegenheit: »An Orten gleich diesem, auf den Spaziergängen um Interlaken oder Luzern begegnet man dem Genus *Snob* — auf dem schwierigen Paß oder der wenig betretenen Tour trifft man nur *Gentlemen*.« Umso peinlicher berührte ihn ein ärgerlicher Irrtum im nicht näher bezeichneten Gasthaus zu Glarus, der ihn in den Schein des anmaßenden Fremden versetzte.

Wennschon ein Deutscher Fergusons »Reisebilder aus der Schweiz« übersetzt hat, so war der Verfasser der deutschen Sprache immerhin so weit kundig, daß er deutsche Bücher lesen und in dieser Sprache sich verständigen konnte. Es spricht sehr zugunsten seines weiten Horizontes, daß Ferguson sogar um unsern Dialekt sich bemühte, allerdings mit dem Erfolg, daß zum Beschluß seines Gespräches mit einer jungen Bäuerin diese ihm sagte: »Na, ich denke, ich verstehe Ihr Französisch besser als Sie mein Deutsch verstehen.« Es fiel dem Engländer auf, daß namentlich die Gebirgsbewohner »weit entfernt, das Kantige der Worte zu beschneiden oder abzuschleifen, eher die Neigung haben, den Klang kräftiger und härter zu machen; aber hier (im Glarnerland) scheinen sie in vielen Fällen — wie bei *Ma* statt *Mann*, *Ha* für *Haben* — sozusagen die Knochen aus den Wörtern zu nehmen«.

Es ist erstaunlich, in wie hohem Maße Ferguson die Literatur zu beherrschen scheint, zitiert er doch die Ansichten und Erlebnisse von über zwei Dutzend Autoren, angefangen bei Aeneas Silvius 1436, über John Ray und Skippon 1663 bis zu Dr. Forbes 1848. Wie dem auch sei — ob er seine Kenntnisse jeweils aus erster Hand oder nur aus Zitaten schöpft —, jedenfalls wählt Ferguson seinerseits die Zitate meist bezeichnend, glücklich.

Ferguson hat das Kleintal nicht besucht, und auch der Landesteil nördlich unter Glarus lag außerhalb seines Weges, der durchs ausnehmend schöne Klöntal, vorbei an der Löntschschlucht und den dort arbeitenden Flözern nach dem Hauptort, und nachher durchs Großtal an die Südmarch des Landes führte, welches er über den Klausenpaß verließ. Der Ort Glarus als Siedelung wird von Ferguson nicht näher beschrieben. Hinsichtlich der Ausschmückung seiner altgotischen Kirche im Innern stellt der Engländer eher erstaunt fest, daß offenbar die katholische Minderheit im paritätischen Gotteshaus ganz nach Belieben schalten und walten dürfe.

Vom Kanton Schwyz herkommend, tritt einem, so versichert auch Ferguson, sowie man sich Glarus nähert, ein »neues und regeres Leben« entgegen. Sogar innerhalb des Gasthauses kommt solches deutlich zur Geltung. »Denn dort findet man nicht nur den Maler mit seiner Mappe, und den Reisenden mit Alpenstock und Ränzel, sondern auch Männer mit Proben und Bestellbüchern — Reisende, die in Oel und Farben machen; oder Käufer, die sich die neuesten, im Schatten des Glärnisch hervorgebrachten Moden beschauen wollen.«

Aber auch außerhalb des Hauptortes springt die Rührigkeit der Glarner in die Augen. »Das romantische (Groß-) Tal ist reich an Fabriken und Gewerbefleiß; die Post kommt täglich mit Handelsnachrichten an, und schwere Wagen voll Baumwolle rollen langsam neben der Linth hin.« Als der Reisende an einer der Fabriken vorüberging, fand er den »Erdboden mit einem Scharlach bedeckt, das mit dem der Klatschrose wetteiferte... Hier wird das aus den höheren Thälern herabgeflözte Holz aus dem Wasser gelangt und zum Gebrauch aufgespeichert, und neben den meisten Fabriken sah man drei oder vier Haufen (Holz) groß wie Heuschöber liegen«. Der Fleiß der Einwohner kam aber auch zur Geltung angesichts des soweit nur möglich ausgenützten Bodens.

So stark das Leben und die Geschäftigkeit des verkehrsreichen Glarus von »der Ruhe, und wir möchten sagen von der Totenstille seines Nachbarn Schwyz absticht, so scheint doch — hierin von dem gewöhnlichen Vorkommnis abweichend — der ackerbauende Canton eine tätigere Presse zu haben als der fabriktreibende, denn während Schwyz sein Tageblatt besitzt, erscheint die Zeitung in Glarus nur zweimal wöchentlich. In einer Nummer die mir in die Hand fiel befand sich eine Anzeige von einem Hauptmann der Armee, der dem Anschein nach auch zugleich Schneider war, und auf seinen Vorrat von Epauletten für alle Grade, zu mäßigen Preisen und verbürgter Qualität, aufmerksam machte. Diese Art zwei Gewerbe miteinander zu vereinigen lockte uns erst ein Lächeln ab: und doch giebt es wahrscheinlich für ihre Größe keine tüchtigere Armee in Europa als die schweizerische, wie es jedenfalls keine billigere giebt.«

Ferguson ist etwa am 20. September, am Mittag eben des Tages im Stachelberg, in dessen Garten die Georginen (Dahlien) blühten, und der Springbrunnen ging, angelangt, da morgens der letzte Badegast das Hotel verlassen hatte und die Saison zu Ende war. Trotzdem wurde ihm ein Essen aufgetischt, dessen er sich ganz unwürdig fühlte und bei dem auch ein Gamsbraten nicht fehlte. Für das Bad am Nachmittag bezahlte der Gast ganze 75 Centimes. Weniger er-



hebend als der Anblick der »in einem wunderbar kühnen und leichten Bogen über die fürchterliche Kluft« gespannten Pantenbrücke war »das kränkliche und verkommene Aussehen vieler Kinder denen ich begegnete. Einige derselben, die nicht älter als 11 bis 12 Jahre sein konnten, trugen auf ihrem Gesicht den sorgenvollen Ausdruck des Alters«. Im Gegensatz zum flüchtiger urteilenden Dr. Forbes, der das üble Aussehen »dem Mangel an freier Circulation der Luft« in diesen abgeschlossenen Gegenden zuschreiben wollte, sieht Ferguson die wahre Ursache in der langen Arbeitszeit und der vorzeitigen Beanspruchung der Kinder in den Fabriken. Da noch bis vor kurzem »Kinder unter 12 Jahren von halb 6 Uhr früh bis Abends 8 Uhr gearbeitet haben, so können solche Folgen nur natürlich genannt werden. Es ist zu hoffen, daß die gesetzgebende Behörde, da sie einmal ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt hat, noch weitere Schritte in derselben Richtung tun wird.«